# Lesen und Reden

# Lesen und Reden

Von

**Prof. Dr. C. Hilty**



1895

Frauenfeld
J. Hubers Verlag

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Huber & Co. Buchdruckerei in Frauenfeld

# Über das Lesen.

# I.[1]

In einer der auffallendsten Stellen des Evangeliums, die seine Menschenkenntnis am deutlichsten beurkundet, wird die trostlose Leere beschrieben, welche sich zunächst vor der Seele auszubreiten scheint, nachdem sie die breitgetretenen Wege des allgemeinen Lebensgenusses verlassen hat.[2] Es ist dies überhaupt eine der gewöhnlichsten Erfahrungen, die der Mensch bei jedem Übergang in eine bessere Lebensperiode macht, daß nicht der Entschluß dazu und der Übergang selber die größte Schwierigkeit darbietet, sondern das feste Beharren in dem nun eingeschlagenen Wege, wenn der erste Enthusiasmus der Entschließung vorübergegangen ist und die Sache oft einen recht nüchternen Aspekt gewinnt. Ohne Zweifel hat dieser anfängliche Mangel an eigener Bewegungsfähigkeit der menschlichen Seele, sobald sie nicht mehr von ihren Leidenschaften in Erregung gehalten wird, auch einen Anteil an dem unausgesetzten Verkehr aller

---

[1] Dieser Aufsatz war ursprünglich ein Vortrag in einem Jünglingsverein, um welchen der Verfasser, mit Bezeichnung dieses Themas, ersucht worden war. Er ist daher auch wesentlich für junge Leute mit einer Neigung zu ernsterer Lebensanschauung geeignet. Zu vergleichen ist damit „Über Lesen und Bücher" in den kleinen Schriften von Schopenhauer.

[2] Ev. Matth. XII, 43. Luk. XI, 24.

beginnenden religiösen Gemeinschaften gehabt, einer allzu familienartigen Verbindung, wie sie keineswegs im Sinne des weit großartigeren, welterobernden Christentums lag und auch in der That, wie uns die Apostelgeschichte erzählt, durch das Kraftmittel der Verfolgung und Zerstreuung aufgehoben werden mußte.[1]

Die volle geistige Selbständigkeit jedes einzelnen Menschen und die Möglichkeit einer individuellen, fortschreitenden Selbstausbildung, auf welcher namentlich die Kraft und das Selbstbewußtsein des Protestantismus beruht, ist eigentlich erst durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch das seither allgemeiner gewordene Lesen entstanden, welches der alten und mittelalterlichen Kultur fremd gewesen ist. Ohne diese Erfindung wäre die religiöse Reform des sechzehnten Jahrhunderts, auf deren geschichtlichem Boden dermalen wir Alle, nicht bloß die Protestanten, stehen, nicht denkbar gewesen und das ursprüngliche Christentum vielleicht allmählig historisch unbekannt geworden.

Es ist nun aber nichts wahrer als die sehr triviale Bemerkung, daß jeder Fortschritt, auch der größte, seinen Nachteil im Gefolge hat und daß das schon von Aristoteles so hoch gepriesene Maß in allen, selbst den anscheinend ganz guten Dingen das Wesen der menschlichen Vollkommenheit ausmacht. Und zwar ist dieses Maß nicht von Außen her erlernbar, beziehungsweise durch ein mechanisches Antreiben und Zurückhalten Dritter zu finden, obwohl das ja einen Teil der menschlichen Erziehungskunst bildet.

[1] Ap.-Gesch. II, 42. VIII, 4. Die erste christliche Gemeinde in Jerusalem ist nicht in jeder Hinsicht das Ideal des Christentums.

Sondern die eigentliche Haupterziehung leistet der Mensch stets sich selber, indem er das Maß der Dinge, das in ihrer, und das Maß der Empfänglichkeit dafür, das in seiner Natur liegt, durch Überlegung und Erfahrung allmählig festzustellen sucht. So verhält es sich denn in der That auch mit dem größten aller Bildungsmittel des modernen Menschen, dem Lesen, dessen Bedingungen wir in einer Zeit zu erklären versuchen wollen, die auch das Gute und Beste mit einer offenbaren Neigung zur Schrankenlosigkeit betreibt.

Wenn wir also es unternehmen, einige Erfahrungssätze über dieses wichtigste Mittel der modernen Bildung uns klar zu machen, so sind es eigentlich nur drei ganz einfache, so zu sagen selbstverständliche Regeln, die dabei ernstlich in Betracht kommen, welche aber natürlich allerlei Ausführungen im einzelnen gestatten und überhaupt, wie alle wirklichen Wahrheiten, leichter auszusprechen, als mit Konsequenz zu handhaben sind: Man muß viel und regelmäßig lesen. Man muß alles Gute zu lesen sich vornehmen und dagegen nichts Schlechtes oder ganz Überflüssiges lesen. Und man muß das Gute recht lesen, um es sich zu eigenem Besitze zu gestalten. Daran läßt sich dann noch etwas über die Form des Lesens und über die Bücher selbst anknüpfen, die vorzugsweise gelesen zu werden verdienen.

1) Lesen muß man viel, zunächst um sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, die zu der individuellen Lebens-

führung unentbehrlich sind. Sodann aber ebenfalls, um einen richtigen Ueberblick über das gesamte menschliche Leben und Denken, nicht bloß der eigenen Periode, sondern auch vergangener Zeiten zu gewinnen. Das ist das, was man heutzutage allein noch allgemeine Bildung nennen kann. Bloße Fachkenner, ja oft sogar Fachgelehrte, die aber daneben ungebildet sind, kennt unsre Zeit recht genug, und ebensoviele in dem Sinne halbgebildete Menschen, daß sie nur einen sehr beschränkten Teil der allgemeinen Bildungselemente ihrer Zeit in sich verarbeitet haben. Sie sind dann gewöhnlich um so fanatischer und einseitiger für dieses ihr kleines Gesichtsfeld eingenommen, das sie sich mit sehr viel Mühe erobert haben und nun für jedermann maßgebend zu machen hoffen.[1] Dagegen fehlt es uns immer mehr an wirklich allgemein gebildeten Menschen, die Einsicht und Verständnis für die gesamten Bildungselemente ihrer Zeit und aller Zeiten haben und eben dadurch allein auch das richtige Maß für das eigene Geistesleben und für die eigenen Aufgaben und Liebhabereien in sich tragen.

Das sind die eigentlich erhaltenden Menschen, die auch in solchen Zeiten, wie die unsern, welche nicht auf Erhaltung, sondern auf Zerstörung gerichtet sind, ruhig in der Mitte der Bewegung stehen und um die sich nach

[1] In der heutigen Zeit sind es, neben einzelnen beschränkten Sekten, ganz besonders gewöhnliche Sozialisten, Positivisten und Naturalisten, die sich durch eine solche Halbbildung, die fanatisch macht, auszeichnen. Der „Cours de philosophie positive“ von Comte ist das Lehrbuch dafür.

und nach wieder diejenigen Elemente kristallisieren, die den Kern eines künftigen Staats- und Lebensaufbaues bilden.[1]

Es hat aber das viele Lesen nebenbei auch noch den Zweck, daß man sich damit in einen Lebensumgang mit den besten Menschen aller Zeiten versetzen kann.

Als was für ein Glück würde es uns erscheinen, wenn wir mit Plato oder Cicero, oder mit den Aposteln und Reformatoren uns unterhalten, oder gar die unnachahmlich geistvollen Worte unseres Herrn aus seinem eigenen Munde hören könnten! Und doch würden wir vielleicht manches an ihrem Wesen und an ihrer Ausdrucksweise nicht einmal recht verstehen. Die wenigen Worte, die uns von der Sprache Christi erhalten sind,[2] muten uns sogar ein wenig fremdartig an, und kein Mensch unter uns stellt sich beständig vor, daß er eigentlich nicht deutsch gesprochen habe und daß alles, was wir von ihm wissen, zunächst durch Tradition und sodann durch eine zweifache Übersetzung, einen Durchgang durch zwei ganz eigenartige, unserem Volksgeist ganz unähnliche Volksgeister auf uns gelangt ist, welcher auch in der That seine deutlichen Spuren hinterlassen hat.

[1] Es ist dies übrigens, wie wir keineswegs verkennen wollen, nicht die Lebensaufgabe aller Menschen, sondern zum Beseitigen des Überflüssigen und Veralteten gehören einseitige Naturen. Es ist überhaupt die Klippe einer sehr allgemeinen Bildung, wenn sie nicht mit einem starken Pflichtgefühl verbunden ist, daß sie sehr leicht zu der Pilatusfrage führt, die noch schlimmer ist, als der Fanatismus.

[2] Ev. Marci V, 41 und XV, 34.

Auch würden wir vielleicht gar nicht immer den Mut finden, mit Personen, die uns mit hoher Ehrfurcht erfüllen, gehörig zu verkehren und ihre Worte mit der Ruhe, in der geeigneten, gesammelten Gemütsstimmung und doch mit der nötigen Selbstthätigkeit in uns aufzunehmen, welche zu ihrer rechten Wirkung gehören.

Dafür ist nun das Lesen besser geeignet. Da können wir nach Wunsch und Stimmung uns unsere Gesellschaft aus allen Jahrhunderten und Weltteilen wählen und wechseln, sie bei uns empfangen, allein oder mehrere gleichzeitig, wann und wie es uns beliebt, sie hören, solange wir es für gut finden, und jedes ihrer Worte überlegen mit aller Muße, bevor wir ein weiteres von ihren Lippen nehmen, etwas das selbst bei dem persönlichen Verkehr mit gleichzeitig Lebenden niemals möglich ist.[1]

Und bei der großen Wohlfeilheit, welche die allermeisten guten Bücher heute haben, darf man wohl sagen, es braucht eigentlich einen dummen oder einen verkommenen Menschen dazu, um sich neben solcher Möglichkeit der besten Unterhaltung, die jedem eröffnet ist, noch eine Stunde im Leben zu langweilen, oder fade und geistlose Zerstreuungen aufzusuchen.

---

[1] Ganz abgesehen davon, daß die Unterhaltung sehr vieler Menschen von Geist und Gelehrsamkeit lange nicht so interessant ist, als ihre Bücher. „Books preserve as in a violl the purest efficacie and extraction of the living intellect, that bred them.“ (Milton.)

2) Schwieriger als dieser Punkt, der in der Theorie fast selbstverständlich ist,[1] erscheint die zweite Forderung, man müsse alles Gute, das vorhanden ist, selbst zu lesen sich vornehmen. Es ist aber dennoch ausführbar und nicht einmal eine sehr große Kunst, sich während einer gewöhnlichen Lebensdauer eine ungemein große Belesenheit anzueignen, unter einigen sehr einfachen Voraussetzungen:

Die erste ist die, daß man sich frühzeitig daran gewöhnt, regelmäßig zu lesen, d. h. täglich ohne Ausnahme und zu einer bestimmten Zeit, wenn es auch nur eine halbe Stunde ist, die jeder erübrigen kann. Jemand, der das nur zwanzig Jahre lang fortsetzt, wird nach Ablauf derselben schon zu den gelehrteren Leuten seines Landes gehören, und wer sich einmal daran gewöhnt hat, findet darin ein ganz anderes Vergnügen, als an dem größeren Teil von allem demjenigen, in welchem die gewöhnlichen Menschen ihre tägliche Erholung suchen. Gewohnheit thut da alles, wie überhaupt bei aller Selbsterziehung.

Die zweite Voraussetzung ist, daß man nichts Unnützes lese. Das ist sogar die Hauptsache dabei. Denn zu der unnützen Lektüre, an die wir uns viel zu sehr gewöhnt haben, gehört sehr vieles von dem, was sich jetzt als Lesestoff unter unsern sog. Kulturvölkern am meisten aufdrängt und breit macht. Ein Teil vor allem jeder Zeitung, ohne Ausnahme, der ohne weiteres überschlagen werden

---

[1] In der Praxis aber keineswegs, wenn man die Bücherschränke vieler, selbst sehr wohlhabender und zu der sog. gebildeten Klasse gehöriger Leute mustert.

kann,[1] ferner der größere Teil aller illustrierten Zeitschriften und der weitaus größte Teil aller Romane und Novellen. Auch die Lyrik der Neuzeit würden wir vielleicht dazu zählen dürfen, wenn sie nicht ohnehin in unserer dazu nicht gestimmten Periode sehr abgenommen hätte.

Historisch genommen, ist eine solche starke litterarische Ausscheidung nichts Auffallendes. Jede litterarische Periode macht, wie Schopenhauer sagt, in ungefähr dreißig Jahren seit ihrem Entstehen Bankerott durch völlige Übertreibung ihrer Richtung und Überproduktion darin. Wir leben jetzt in dem letzten Teil des letzten Jahrzehnts einer solchen Epoche, der naturgeschichtlich-materialistischen, die auch die Poesie beeinflußt und zum Teil vernichtet hat. Tausende von Menschen gibt es bereits, die dieser Richtung nicht mehr angehören und ihre Produkte nicht mehr lesen mögen; es muß nun aber noch dazu kommen, daß sie deshalb nicht alles Lesen liegen lassen, sondern wieder etwas Besseres aufsuchen und nachher auch wieder selbst erzeugen.[2]

Aber auch selbst in der mit Recht als klassisch bezeichneten Litteratur gibt es Partien, in denen, wie man sich ausdrückt, „der gute Homer schläft“, mit andern Worten,

---

[1] Natürlich ist dieser Teil nicht für jeden Leser der gleiche, und es ist Aufgabe der Tagesblätter, für viele Leser Vieles und Verschiedenes zu bringen. Immerhin ist es aber nebenbei auch eine nicht unwürdige Aufgabe für sie, den Geschmack ihrer Leser allmählig, durch geeignetes Geben und noch mehr Unterlassen, zu bilden.

[2] Die Hilflosigkeit solcher Leute bei dem Aufsuchen guter Lektüre ist aber jetzt sehr groß. Sie kennen manchmal die verbreitetsten guten Bücher nicht.

es ist lange nicht alles klassisch darin.[1] Man darf sich daher auch daran gewöhnen, selbst das Gute mit Auswahl, und das erste Mal ein wenig rasch zu lesen, und sich auch vor den großen und dicken Büchern nicht gleich zu fürchten. Es gibt viele und berühmte darunter, die ganz unfruchtbar, oder jedenfalls nur für den eigentlichen Gelehrtenstand in einem bestimmten Fache bestimmt sind,[2] andere, die nur wenig Korn in viel Spreu enthalten. Man kann zu den letzteren den räumlich größeren Teil der Philosophie und Theologie mit aller Ruhe zählen und von den übrigen gelehrten Büchern auch fast alle sogenannten Fachschriften, die nicht das spezielle Studium des Lesers betreffen. In andern dagegen ist ein Teil allgemein lesbar, ein weiterer dagegen nicht.

Man muß ferner prinzipiell nichts Schlechtes lesen.

[1] z. B., um sehr bekannte Beispiele anzuführen, in Goethe der spätere Teil von Wilhelm Meister, der letzte Teil seiner Lebensgeschichte, eine Menge kleiner Gedichte und Sprüche, die natürliche Tochter, Jery und Bätely u. dgl. mehr. Das verlohnt sich des Lesens nicht. Platos „Republik“ ist ein langweiliges Buch, wenn man die Wahrheit sagen will, und selbst aus den Briefen des Apostels Paulus könnte Einzelnes ohne großen Schaden für uns verloren gegangen sein, z. B. der erste Abschnitt des 11. Kapitels des I. Korintherbriefes über die Haare.

[2] Malebranche macht darüber die etwas zu allgemeine und zu boshafte Bemerkung: „Les savans étudient plutôt pour acquérir une grandeur chimérique dans l'imagination des autres hommes, que pour donner à leur esprit plus de force et plus d'étendue.“ So viel aber ist wahr daran, daß man sich davon nicht täuschen oder imponieren lassen muß, wo es wirklich der Fall ist, sondern bald merken, wo nichts dahinter ist, als bloß formale Gelehrsamkeit.

Durch das „Studium“ des Bösen stirbt der gute Geist im Menschen allmählig ab; das Verbot, von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen[1] zu essen, ist ein psychologisch sehr begründetes. Unsere Aufgabe auf Erden ist es, dem guten Geiste eine Wohnstätte darzubieten, nicht beständig zwischen Gut und Böse zu schwanken, nachdem wir einmal in unserer Wahl fest geworden sind. Die Vorliebe für das Studium von schlechten menschlichen Zuständen ist meistens ein Vorwand, um die noch vorhandene Neigung zu denselben zu beschönigen, darauf kann man mit aller Sicherheit bei sich und Anderen zählen.

Man muß im weitern wo immer möglich die Bücher in ihrer Ursprache lesen. Es gibt keine ganz guten Übersetzungen und je geistreicher und selbständiger ein Buch ist, desto weniger läßt es sich übersetzen.[2]

[1] I. Mos. II, 17. Auch das bloß Sinnliche schon verderbt die Phantasie, und das Ungesunde in der Lektüre beeinflußt mehr, als man glaubt, die Gesundheit der Menschen. Viele „Nervenkrankheiten“, besonders bei der heranwachsenden Jugend, kommen bloß von ungesunder Lektüre. Ein moderner Schriftsteller, der selbst in dieser Richtung gesündigt hat, sagt darüber in einem Augenblicke besserer Einsicht: „Innerlich ungesunde Menschen haben eine entnervende Atmosphäre, je gesunder man selbst ist, desto mehr fühlt man sie, wie etwas Vergiftendes, wie schlechte Luft in einem Zimmer.“ So ist es auch mit ihren Büchern. Sie können körperlich und geistig vergiften. Umgekehrt sind gute Bücher „a substantial world, round which with tendrils strong as flesh and blood, our passtime and our happiness will grow“ (Wordsworth).

[2] Manche Sprachen haben auch ihre eigentümlichen Schönheiten, die sich gar nicht wiedergeben lassen, so besonders das klassische Italienisch, das in der deutschen Übersetzung leicht übermäßig pathe-

In Bezug auf alle eigentlichen Fachschriften gibt es nur die Eine gute Regel: „Bleibe bei dem, was dir anvertraut ist.“ Von bloßen Fachangelegenheiten, die dich nichts angehen und die du nicht ganz gründlich erlernen kannst und willst, verschaffe dir aus der bestmöglichen Quelle Einmal eine deutliche Vorstellung und laß sie dann fortan ruhig beiseite.[1]

Mit dieser starken Beschränkung und dem früher geforderten regelmäßigen Lesen erscheint nun der Vorsatz, alles wahrhaft Gute selbst lesen zu wollen, nicht mehr so verwegen, als es anfänglich der Fall war.

Eine sehr bedeutende Erleichterung im Lesen ist es auch, wenn man sich wesentlich an die Originale hält und viel weniger, jedenfalls nicht bloß liest, was Dritte über einen solchen Schriftsteller geschrieben haben. Die meisten Litteraturgeschichten z. B. sind wertlos für den, welcher die Originale nicht kennt,[2] und oft haben die Originale auch noch den Vorzug, kürzer zu sein als diese Beschreibungen. Man kann den ganzen Dante, oder Goethe,

tisch erscheint. Ebenso ist der französische „esprit“ nicht ins Deutsche und die deutsche Poesie nicht in das Französische übertragbar.

[1] z. B. über das römische Recht ist das berühmte 44. Kapitel von Gibbon für Nichtfachleute völlig genügend. Es muß aber eine Erörterung aus bester Quelle sein, und es wäre höchst verdienstlich, wenn es aus jedem gelehrten Fache einige derartige, in einem höhern als dem gewöhnlichen Sinne populäre, Schriften gäbe. Populär in diesem Sinne schreiben ist jedoch schwieriger als gelehrt, und gelingt nur denen, die über diejenige Gelehrsamkeit, welche nur in Materialsammlung besteht, hinaus sind.

[2] Scherer und Vilmar sind vielleicht allein Ausnahmen von dieser Regel unter den deutschen Litteraturgeschichten.

oder Kant, oder Schopenhauer, um von der Bibel ganz zu schweigen, zehnmal lesen und genau innehaben in ihrem ganzen Inhalt, bevor man die vielen, zum Teil ganz schiefen, oder unwahren und überflüssigen Betrachtungen gelesen hätte, die sich um solche Bücher allmählig angesammelt haben. Und man ist dann obendrein allein sicher dessen, was in ihnen steht oder nicht steht. Es ist unglaublich, welcher Fabelkreis sich durch ungeschickte, oder allzueifrige Kommentatoren um jedes bedeutende Buch bildet und wie nach und nach sogar das Interesse an dem Inhalt desselben über rein formalen oder persönlichen Fragen verschwindet, die eine Menge kleinerer Geister beschäftigen und in Nahrung setzen.

Man muß endlich mit dem Lesen, wie mit allen menschlichen Dingen, auch ein Ende finden können. Z. B. die gleichen dogmatischen Auffassungen in der Religion, über die man einmal mit sich selbst ins Reine gelangt ist, immer wieder zu lesen, hat gar keinen Zweck, sondern ruft nur dem Zweifel, und auch das Lesen bloßer sogenannter Erbauungsschriften ist manchmal nichts weiter als Müßiggang oder geistliche Genußsucht, die nichts Ernstlicheres angreifen will.[1] Es gibt sogar außerordentlich wenige religiöse Bücher, außer der Bibel selbst, die oft hintereinander gelesen werden können, ohne einen gewissen Überdruß zu hinterlassen, und gerade in diesen tieferen philosophisch-religiösen Dingen muß man auch oft den Gedanken Zeit lassen, Wurzel zu

[1] Das meint schon der Verfasser des Briefes an die Ebräer in Kapitel VI, 1 und 2. Ein deutscher Satyriker fügt bei: „Manche Menschen lesen nur, weil sie zu träg zum Denken sind.“

fassen und etwas heranzuwachsen, und nicht täglich und stündlich wieder nachsehen wollen, wie weit sie bereits gediehen sind. Sonst erreicht man nur ein schwächliches, von Dritten ganz abhängiges, geistiges Wachstum.

3) Dem gegenüber steht nun aber allerdings die dritte Hauptforderung: alles Gute recht zu lesen und dieses recht Lesen sogar öfter zu wiederholen.

Recht lesen ist nicht nur eine große und seltene Kunst, sondern auch eine große Zeitersparnis, indem man es dann nicht wiederholen muß, um sich des Gegenstandes überhaupt zu bemächtigen, sondern bloß um ihn noch tiefer zu erfassen. Schon Marc Aurel sagt daher in dem Eingang seiner Meditationen, wo er von seinen Lehrern mit Dankbarkeit spricht: „Rusticus lehrte mich, was ich las, genau lesen und mich nicht mit einer oberflächlichen Kenntnis begnügen, auch nicht gleich beistimmen dem, was oberflächliche Beurteiler sagen." Heute ist diese Kunst ziemlich selten und wir lernen sie auch ganz und gar nicht in unsern Schulen, wo alles vielmehr darauf eingerichtet ist, recht schnell Etwas, und zwar vielerlei, halbwegs einzudrillen, das zu einem Examen und nachher zu weiter nichts dient. Es gibt auch heute sogar Leute, die meinen, wenn sie ein Buch nur besitzen, so sei es schon genug. Sie brauchen es dann ja nicht zu lesen, es sei für den Fall des Bedarfes immer da. Dieser Besitz ist der unfruchtbarste von allen.

Umgekehrt aber glaube ich allerdings, man muß die Bücher eigen haben, die man recht lesen will. Aus

entlehnten oder Bibliothekbüchern lernt man nichts gründlich. Alle Bücherleihanstalten jeder Art sind zwar recht gut für größere und teurere Werke, die man nur zur augenblicklichen Belehrung über einzelne Punkte konsultiert, und für die größere Fachlitteratur überhaupt; die Bücher aber, die man um der allgemeinen Bildung willen wiederholt und zwar gerade wenn Neigung und Stimmung dafür vorhanden ist, lesen muß, und mit denen man sich recht befreunden will, muß und kann man selber besitzen. Das materielle Opfer, das dafür gebracht wird, ist nicht allzugroß und bezahlt sich reichlich durch die größere Gründlichkeit ihrer Aneignung.[1]

[1] Ich wenigstens kann aus meiner eigenen Erfahrung nur das sagen, daß ich verhältnismäßig wenig, und nichts für mein inneres Leben Entscheidendes, aus Bibliothekbüchern gelernt habe. Namentlich die ganz guten Bücher, die unbestritten zum unsterblichen Geisteserbe der Menschheit gehören, wo immer möglich selbst zu besitzen, sollte man sich zur Pflicht und Ehre rechnen, wie man es sich zur Ehre rechnen würde, die besten Menschen seiner Zeit persönlich gekannt zu haben, wenn das so leicht möglich wäre. Mir scheint auch sogar, die ungesunde, hastige, übermäßige Leserei, die nicht verdaut wird und aus der nur eine Art geistiger Hypertrophie, kein gesundes, natürliches Wachstum des Geistes entsteht, sei vorzugsweise bei den Lesern von entlehnten Büchern zu finden. In den Lesezimmern der Bibliotheken und Klubs, oder auf den Cafés mit vielen Zeitungen und Zeitschriften sieht man wenigstens sehr oft die Art von Lesern, die ein Buch, oder eine Zeitung und Zeitschrift nach der andern durchblättern und am Ende eines solchen halben Tages nicht anzugeben im stande wären, was sie eigentlich daraus gelernt haben; obwohl sie vielleicht der Meinung sind, streng gearbeitet zu haben. Ich kannte einen sehr geistreichen und hochgebildeten Mann, selbst angehenden Schriftsteller und Dichter,

Wir kommen dadurch noch auf die verschiedenen Formen des Lesens. Vorlesen oder sich vorlesen lassen (ohne physische Notwendigkeit) taugt nicht viel, sondern ist gerade so mangelhaft, als stets Vorträge anhören wollen, eine Marotte, die die heutige Welt erfaßt hat. Das ist beides wesentlich bloß eine Unterhaltung. Man lernt daraus in der Regel nichts und erhält nur eine gewisse Anregung, über einen Gegenstand selbst weiter nachzudenken oder nachzulesen, eine Anregung, die aber bei Vielen fruchtlos bleibt. Es wird auch selten gut vorgelesen, namentlich wenn den Vorlesenden die Sache weniger interessiert als den Zuhörer, und bei ernsten Sachen stört schon die Gegenwart eines Dritten, oder der beständige peinigende Nebengedanke, denselben zu ermüden, oder zu langweilen. Man ist dabei einfach nicht mehr Herr seiner Zeit und seiner Leselust. Ich habe daher meinerseits auch immer einen gewissen Verdacht gegen Bücher, die leicht vorgelesen werden können; es ist jedenfalls nicht viel Tiefe darin, wenn das Vorlesen wirklich genügt.

Lesen muß man vielmehr ganz einsam und still für sich, mit Unterbrechung und Nachdenken, wenn ein Gedanke die Seele erfaßt, was bei Vorlesen ja nicht möglich ist. Denn das Lesen soll dem Menschen am Ende doch nichts weiter geben, als Material für eigene Gedanken. Wenn dieselben nicht daraus hervorgehen, bleibt es so unfrucht-

der nichts anderes that, als den ganzen Tag in solchen Lokalen lesen, und der, als er einmal vor den Versuch gestellt wurde, nicht im Falle war, die Leitartikel einer Zeitung zu schreiben. Er war eben gänzlich rezeptiv geworden.

bar wie der Same im Evangelium, der auf geschlossenen Boden, oder unter die Dornen und Disteln vieler anderer Gedanken fällt, die während des Vorlesens noch ganz gut gedeihen können.[1]

Im übrigen gibt es verschiedene zweckmäßige Methoden des Selbstlesens. In jedem Buche sind Partien oder einzelne Stellen, welche den Leser besonders anregen oder belehren. Dieselben muß man auf irgend eine Weise festhalten und durch wiederholtes Studium sich ganz zu eigen zu machen suchen. Um dabei möglichst sicher zu gehen und nicht alles dem Gedächtnis anzuvertrauen, machen einige Leute sogenannte Excerpte. Das hat aber den Fehler, daß es mühsam und zeitraubend ist und daß man sich weniger oft zum Lesen entschließt, wenn man immer den ganzen Apparat von Feder und Tinte, oder Notizbuch und Bleistift bei sich haben muß. Diese Hefte ersetzen auch nachher nur zu leicht das Buch selbst, ungefähr so, wie bei manchen Leuten die Kirche die Religion ersetzt, und von dem ursprünglichen Geiste des Autors bleibt keine Spur übrig, sondern man liest später nur noch diese durch die damalige augenblickliche Stimmung des eigenen Geistes filtrierte Aufzeichnung. Vorausgesetzt, daß man sie überhaupt noch einmal liest.[2] Viele Kollektaneen-

[1] Daher hat auch die Predigt im Protestantismus bei weitem nicht so viel Wert, als die stille Lektüre der Bibel durch das Volk, welche die Kraft und Bedeutung dieser Konfession gegenüber der römischen Kirche stets ausmachen wird. Das ist der Fels, auf dem sie steht und mit dem sie fallen würde.

[2] Nicht „das, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen", wie der Schüler im Faust und noch

sammler begnügen sich gänzlich mit dem tröstlichen Bewußtsein, ein Buch „ausgezogen“ zu haben, und sehen weder das Buch noch den Auszug jemals wieder an.

Die allerbesten Bücher *lassen* sich überdies nicht so ausziehen wie gewöhnliche Sammelwerke, bei denen das allerdings zweckmäßig und mitunter sogar notwendig ist; sondern da hat jedes Wort seinen Wert und wehrt sich dagegen, von seinen Gefährten getrennt zu werden. Der Geist des Autors rächt sich an dem Frevler, der das versucht. Ich neige mich daher meinerseits mehr zu den Ohren und Randbemerkungen, in akuten Fällen sogar zu dem Ausreißen von einzelnen Seiten eines Buches — während der Rest in den bereitstehenden Papierkorb, den „Lethe“ der Gegenwart, versinkt. Es gibt Schriften, die durch diese allerdings pietätslose Behandlung auf einen kleinen Teil ihres ursprünglichen Umfanges reduziert werden, aber an Gehalt außerordentlich gewinnen. Der Leser thut dann eben das, was der Autor hätte thun sollen.

Einfacher ist es, Bemerkungen mit Bleistift in ein Buch zu schreiben, oder Zeichen in demselben an zum nochmaligen Lesen besonders geeigneten Stellen anzubringen. Wie neu sehen zwar solche Bücher nach dem Gebrauche nicht mehr aus, aber das ist auch nicht nötig, wenn man

mancher heutige Student meint, sondern nur das, was man geistig erfaßt und in sich zu *eigenem* Fleisch und Blut verarbeitet hat. Was Eigentum werden soll, muß *reproduziert* werden. Die Bildung kommt nicht *bloß* vom Lesen, sondern vom Lesen und darüber *Denken* her. Man muß sogar zuweilen das Gelesene bei sich resümieren und sich *überzeugen*, was davon nützlich und unnütz gewesen ist.

sie eigen hat. Man hat ein Buch eigentlich erst gelesen, wenn man es in dieser Weise zweimal gelesen hat, einmal ganz und kursorisch, das zweite Mal eingehend und vielleicht bloß teilweise.[1] Viele Menschen pflegen die Bücher bloß „anzulesen", wie sie sich ausdrücken, d. h. an verschiedenen Stellen anzuschnüffeln.[2] Das ist nur zweckmäßig bei dem Allerlei, das die Buchhändler einem etwa zuschicken und das man nicht aufschneiden darf, nicht bei Büchern, auf die man selbst begründete Leseabsichten hat.

Dabei lese ich nie die Vorrede, die meistens überflüssig ist, oder auch sehr oft verspricht, was das Buch nicht hält, immer aber das erste Kapitel, wo der Verfasser zeigen muß, was er kann und will.

Andere Leute kenne ich aber auch, die nur die Vorreden, oder gar nur die Register lesen und sich daher auch bitter beklagen, so oft kein solches vorhanden ist. Denn dann müssen sie ja das Buch selbst nachsehen, um es kritisieren zu können, woran ihnen oft ganz allein gelegen ist.

Man würde es übrigens ohne Erfahrung in diesem Punkte kaum glauben, wie viele Menschen es gibt, die über Bücher sprechen, die sie gar nicht gelesen haben.

---

[1] Es ist daher auch zweckmäßig, wenn in den Büchern alles Nebensächliche, sowie alle Belege und Citationen in Anmerkungen untergebracht sind. Man liest dann dieselben erst bei dem zweiten Lesen, nachdem man die ganze Disposition schon kennt, mit aller Muße und mit viel größerem Vorteil, als wenn sie mit im Texte stünden. Manche Bücher werden sogar ganz unlesbar durch die Überlastung ihres Textes.

[2] Es ist ungefähr so zuverlässig wie die Stichproben bei den Rechnungspassationen.

Sie beziehen ihre Anschauung davon aus Vorträgen, oder aus Zeitungen und Zeitschriften, die ihre eigenen Kenntnisse auch wieder meistens nur aus dritter Hand geschöpft haben. Wenn man aber genau nachforscht, wer das Buch selbst und ganz gelesen hat, so ist es oft von der ganzen Gesellschaft, die darüber gesprochen hat, Niemand, weder der Vortragende, noch die Zuhörer, noch die Reporter in den Zeitungen.

Davon kommt es denn auch, daß namentlich in Deutschland,[1] dem Lande des vielen Bücherschreibens und Bücherlesens, verhältnismäßig wenige Bücher gekauft werden; es ist ja nicht nötig, man hört darüber sonst genügend das, was man zur Konversation braucht, oder hat im schlimmsten Falle die Bibliotheken und Leihbibliotheken zur Verfügung, wenn man eine Stelle nachsehen will. Es gibt Personen, welche in wahren Palästen mit gemalten Fensterscheiben und antiken Schränken leben; wenn Sie ihre Bibliothek nachsehen, so ist der Schrank das Beste daran, und die Bücher sind so schön gebunden,[2] daß es ja schade wäre, sie zu gebrauchen.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller sagt daher, Bücher zu schreiben sei heutzutage eine Kleinigkeit bei den jetzigen Hilfsmitteln. In der That ist dies möglich nach folgendem

[1] Wir zählen dazu die Schweiz auch, und zwar sind in diesem Punkte Frankreich und die französische Schweiz Deutschland und der deutschen Schweiz voran. In der Schweiz erinnern wir uns selbst von einer anscheinend wohlhabenden und eleganten Dame gehört zu haben, daß die Bibliothek in ihrem elterlichen Hause aus fünf Büchern bestehe, die abwechselnd wieder gelesen würden.

[2] Ein sehr kostbarer Einband von Büchern ist immer verdächtig.

Rezept, das wir zwar dem Leser nicht empfehlen wollen. Man nimmt dazu etwa drei oder vier ältere, etwas unbekannt gewordene Bücher und macht durch Kompression daraus ein neues, citiert sehr viele Autoren, die nicht gerade leicht zu finden sind, am wenigsten aber die, welche man benützt hat, macht dann noch eine bescheidene Vorrede, voll von „captationes benevolentiae", und vergißt nicht, im Verlauf des Buches eine Anzahl von zeitgenössischen Schriftstellern, welche etwa Kritiken zu schreiben pflegen, lobend zu erwähnen. Damit kann man ohne einen eigenen Gedanken etwas schreiben, das noch sogar ziemlich gelehrt aussieht.[1]

Bücher lesen, so fährt er dann fort, sei schon schwieriger und viel mühsamer, Bücher verkaufen aber das größte Kunststück.

Zum fruchtbaren Lesen gehört ferner eine freie, von andern Geschäften und Gedanken möglichst unbeirrte Zeit. Welche das sein soll, läßt sich allgemein gültig kaum bestimmen; ich selbst habe die erste Morgen- und die letzte Abendstunde dazu verwendet, dagegen niemals im Bette gelesen, was aus manchen, auch aus gesundheitlichen Gründen nicht zu empfehlen ist. Dagegen ist unzweifelhaft, daß eine

[1] Viele Bücher sind nichts anderes, als eine Aufzählung dessen, was in anderen steht, und je mehr der Verfasser davon aufzuzählen weiß, gelesen oder nicht gelesen, desto gelehrter sieht es aus. Die wirklichen, großen Kenner einer Sache schreiben dagegen meistens so einfach darüber, daß man ihre Vorbereitung dazu, überhaupt ihr Handwerkszeug, gar nicht stark bemerkt.

ruhende Stellung den Geist freier und empfänglicher macht, wie man denn auch in der Nacht, oder bei dem Erwachen früh morgens, bei völlig ausgeruhtem Körper, die besten Gedanken hat.

Mäßigkeit im Lesen ist ein weiterer Punkt. Man muß aufhören, sobald Unlust oder Ermüdung im Verlauf des Lesens eintritt, nicht im Anfang, denn vor dem Beginn hat der Mensch, wie zum Arbeiten überhaupt, so auch zum Lesen oft wenig Neigung, und mancher von Ihnen würde vielleicht gar nie anfangen, wenn er immer rechte Lust dazu abwarten wollte; da gilt es die Trägheit zu überwinden, die der größte Hemmschuh alles Guten ist.

Bei der Auswahl der Bücher, die man noch nicht kennt, darf man nicht zu viel auf die oft sehr unzuverlässige „Kritik" geben; sicher kann man dagegen sein, daß nur das Mittelmäßige aus Mangel an Unterstützung durch die Kritik gänzlich unbekannt bleibt, und ebenso, daß alle Bücher, denen starke Reklame vorausgeht, sehr verdächtig sind.

Im übrigen hat natürlich jeder Mensch seine Lieblingsautoren, aus denen zuweilen am besten seine vorherrschende Geistesrichtung zu erkennen ist,[1] die man aber nicht unbedingt von ihm anzunehmen nötig hat.

---

[1] Descartes z. B. soll die Bibel und Thomas von Aquino stets bei der Hand gehabt haben. So hat man jüngst mit Recht die Bibliothek von Spinoza ausfindig gemacht, um die Quellen seiner Ideen einigermaßen zu entdecken. Es wäre interessant, von jedem berühmten Manne ein Verzeichnis seiner Bücher zu besitzen,

Von ganzen Gattungen sind am meisten die gewöhnlichen Romane, als meist unwahre Darstellungen des Lebens, zu vermeiden, ebenso die allzu subjektiven Bücher, wie Tagebücher, Sebstbiographien offener und verkappter Natur.[1]

Dagegen sollte man die Schriften des klassischen Altertums vollständig gelesen haben. Sie sind auch nicht so zahlreich, als daß man sie nicht alle lesen könnte, und die meisten von ihnen haben ein allgemeines Interesse, sind also nicht Fachschriften im heutigen Sinne. Doch wäre es verkehrt, ihnen allen einen auch nur annähernd gleichen Wert beizulegen. Nach unserem Urteil sind bei weitem das Beste die guten historischen und die schönsten poetischen Schriften: Herodot, Thukydides, Plutarch, Polybius, Livius, Tacitus, Sueton, die politischen Reden

---

aber mit der Bemerkung, welche am meisten gelesen sind. Denn natürlich sind viele Bücher bloß da, um gelegentlich nachgeschlagen zu werden, oder auch bloß zur Dekoration.

[1] Wir bekennen z. B., daß wir für die „confessions“, oder den „grünen Heinrich“ unserer beiden berühmten Landsleute keinen Geschmack empfinden und ebenso keinen großen für alle Selbstbiographien, die oft von Eitelkeit triefen, oder wenn das nicht der Fall ist, ebenso leicht durch zu große Bescheidenheit in ihrem wirklichen Werte für den Leser leiden. Überdies ist „jeder Subjektivismus Heidentum.“ Der rechte Mensch lebt auf der Welt gar nicht für sich selbst und hat daher auch weder Zeit noch Lust, soviel an sich zu denken, oder gar sich selbst zu beschreiben. Das Interessanteste an einem bedeutenden Menschen ist überhaupt nicht das für ihn und Andere offen Daliegende, sondern das Geheimnisvolle seines Werdens und seines Zusammenhanges mit dem Ewigen, dem keine Biographie Worte verleihen kann.

von Demosthenes und Cicero, Homer, Horaz, Virgil. Die philosophischen Schriften des Aristoteles, Plato, Cicero sind trotz ihrer Berühmtheit als Grundlage für eine Lebensanschauung nicht recht befriedigend; wir ziehen das weniger bekannte, ganz kleine „Handbüchlein“ des Epiktet denselben unsererseits in dieser Hinsicht vor.

Die abstrakte Philosophie antiker, wie moderner Zeit ist überhaupt eigentlich ein Labyrinth, in dem es einen einzigen sichern Leitfaden gibt, eine bereits gefestigte richtige Weltanschauung. Wer sich ohne eine solche tief hineinbegibt, der irrt entweder ratlos und ohne ein rechtes Resultat in den verschiedenen Gängen herum, oder er gelangt ins Innerste und findet dort ein Grauen, das er schwerlich wieder gänzlich überwindet. Fragt man daher, ob es überhaupt geboten sei, in dieses Labyrinth einzutreten, so ist die Antwort „Nein“ und „Ja.“ Ganz durchgebildete Menschen werden es mit ihrer Lebensauffassung schwerlich vereinigen können, daran vorüberzugehen, für andere hat diese Art Litteratur keinen großen Wert. Jedenfalls aber darf man sich auch hier nicht begnügen, die Sachen aus zweiter Hand, oder, wie dies sehr oft geschieht, nur aus Vorträgen oder „Geschichten der Philosophie“ kennen zu lernen,[1] sondern gerade diese Bücher müssen sorgfältig und mit

[1] Darin findet eine ungeheure Oberflächlichkeit, etwa zu Gunsten einiger Philosophen statt. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einer Verehrerin Spinozas, wobei ich sie zuletzt geradezu fragte, ob sie jemals ein Werk desselben gelesen habe. Die Antwort war negativ. Ebenso werden von Schopenhauer viel öfter seine kleinen Schriften, als sein eigentliches Lebenswerk gelesen.

Überwindung aller Unlust, die sie oft erregen, selbst gelesen werden, und zwar nach unserm Dafürhalten beginnend mit Kants „Kritik der reinen Vernunft“, das überhaupt das beste und gründlichste, wenn auch nicht das beruhigendste derselben ist. Ohne Zweifel gehen wir einer Periode mit raschen Schritten entgegen, in welcher die abstrakte Philosophie, im Sinne einer übersichtlichen Darstellung der Prinzipien alles Denkens und alles Geschehens, eine viel größere Rolle spielen wird, als in unserer ganz empirischen und eigentlich denkfaulen Zeit. Allerdings nicht auf Basis des Formalismus der Hegelschen, oder der unklaren Naturphilosophie der Schellingschen Lehre, sondern auf Kant zurückgehend, der in unsern Augen der letzte Philosoph gewesen ist. Bis dahin aber wird auch heute schon wenigstens jeder, der „eine tiefe Furche im Geist anbaut, aus der die tücht'gen Ratgedanken ihm erblühn“, der Philosophie nicht ganz entbehren können.

Die natürliche Ergänzung der abstrakten Philosophie, die auf keinen Fall ausbleiben darf, ist das Studium der Begebenheiten, die Geschichte. Hierüber ist im allgemeinen zu sagen, daß der heutigen Geschichtsdarstellung sehr oft der philosophische Untergrund fehlt, der sie lehrreich macht, weil die Subjektivität in der Auffassung unbeliebt ist, welche doch jedes Kunstwerk besitzt, und ein solches ist jede gute Geschichte.[1] Auch hier ist die richtige Mitte zwischen der

[1] Die Schatten müssen Blut trinken, wenn sie zu uns deutlich reden sollen, und zwar das Blut des Geschichtschreibers, wodurch die Darstellung eben subjektiv wird. Wenn derselbe allerdings selber kein warmes Blut hat, sondern ein schattenhaftes Wesen; oder wenn

in der jetzigen Methode vorherrschenden sog. „Objektivität", die oft geradezu in Gleichgültigkeit für Gut und Böse ausartet, und dem frühern, den nackten Thatsachen oft nicht entsprechenden Subjektivismus noch zu finden. Wesentlich indem man die rechten Geschichtschreiber findet, die aber nicht in historischen Seminarien erzogen werden können, sondern, wie alles wahrhaft Große, von Gottes Gnaden sind.

Die Zeitungen, die heute einen wesentlichen und notwendigen Teil der Lektüre bilden, liest man am zweckmäßigsten nicht zu gleicher Zeit wie den andern Lesestoff. Namentlich aber ist die Gewohnheit vieler Menschen, gleich des Morgens diese Blätter mit allem ihrem notwendig sehr verschiedenwertigen und zerstreuenden Inhalte zur Hand zu nehmen, nachteilig. Die Zeitungen und die Zeitschriften gewöhnlicher Art, die nicht den Charakter von ernsterem Lesestoff haben, müssen in einer Nebenzeit, als eine Art von Erholung, gelesen werden und überdies mit Auswahl,

er bloß ein gelehrtes Huhn ist, das nur einzelne Körner aus dem Schutthaufen der Vergangenheit hervorkratzen und aufpicken kann, so entsteht daraus, bei aller mit Recht hochgehaltenen historischen Objektivität und Treue, noch keine für die Lebenden wertvolle Geschichte. Es gibt jetzt manche solche Geschichtsdarstellungen der herrschenden Schule, die zwar wohl die Begebenheiten, aber nicht den Geist vergangener Zeiten und ihr Verständnis zu reproduzieren verstehen, und es ist in dem abnehmenden Interesse, namentlich der Jugend, für diese Art der Darstellung eine Reaktion dagegen vorauszusehen; wie auch sie selbst nur eine heilsame Reaktion gegen die bloße Tendenzgeschichtschreibung gewesen ist. Ein historisches Werk nach unserem Herzen sind z. B. die „Letters and speeches of Oliver Cromwell" von Carlyle, oder dessen „französische Revolution", oder die „Récits des temps mérovingiens" von Thierry.

vieles, der gewöhnliche Parteizank, die meisten Feuilletons, die Theaterkritiken, die „Tagesneuigkeiten", wonach da und dort ein Kind in einen Brunnen, oder ein Dachdecker vom Dache gefallen ist, und selbst viele „Leitartikel", wie die Neujahrsbetrachtungen u. dgl., lieber gar nicht. Eine noch nebensächlichere Lektüre sind die sogenannten Witzblätter. Sie gehören unbedingt in die unbeschäftigtsten der Nebenstunden. Keineswegs zwar etwa deswegen, weil die humoristische Schreibart eine geringwertige wäre. Im Gegenteil, wahrer Humor ist die feinste Blüte eines wahrhaft überlegenen und völlig abgeklärten Geistes, und Menschen, die keinen Humor und kein Verständnis für solchen haben, ist nie ganz zu trauen. Aber eben deshalb ist auch wirklich humoristisch zu schreiben, wobei stets ein tiefernster Gedanke in diesem leichten Gewande sich bergen muß, vielleicht die schwerste aller schriftstellerischen Aufgaben.[1]

In die Klasse der zweifelhaften Lektüre zählen auch alle Sensationsbücher, wozu leider viele Memoiren von Staatsmännern und Diplomaten gehören. Wer dergleichen nicht seines Berufes wegen lesen muß, sollte die kostbare

[1] Das beste der humoristischen Bücher ist „Don Quixote." Es zeigt, wie ein im Grund edel gesinnter Mensch durch alle Thorheiten und Übertreibungen sich durcharbeitend zu einem guten Ausgange gelangt. Ebenso schön, wenn auch ganz anderer Art, ist „Gokel, Hinkel und Gakeleia" von Clemens Brentano, namentlich in der weniger bekannten, mit viel politischem Humor versehenen ersten Redaktion. Von neuen Büchern nennen wir als einen guten humoristischen Roman „Don Adone" von Waldmüller, neben den bekannteren Schriften von Reuter und Keller. Der Humor des vorigen Jahrhunderts erscheint uns dagegen jetzt etwas „gemacht."

Zeit lieber damit nicht verderben. Von nicht größerem Werte sind nach unserem Dafürhalten die meisten der sogenannten historischen Romane, einige mit Recht berühmte Schriftsteller dieser Art, wie Walter Scott, Alexis, Mügge, sowie einzelnes von Felix Dahn und Gustav Freitag, ausgenommen. Von untergeordneter Bedeutung für die historische Bildung sind auch die „Weltgeschichten“, selbst die besten. Dazu reicht Ein Menschenleben nicht aus, um ein solches Geschichtswerk ganz aus selbständiger Anschauung heraus zu schreiben, wenn sie von großem Umfange sind, und ohne eine bloße Betrachtung ins Oberflächliche hinein, sofern sie den Charakter kürzerer Darstellungen haben. Das sind Bücher, die vielleicht um der Person des Autors willen das haben können, was die Franzosen einen „succès d'estime“ nennen.[1] Derselbe verpflichtet Bibliotheken, oder Leute, die größere Bibliotheken besitzen, ein solches Werk zu kaufen, nicht aber es zu lesen. Ich kannte Jemand, der sogar Weltgeschichten mit Vorliebe in seinen Mußestunden, deren er täglich 24 hatte, abschrieb und dann das gedruckte Buch und die Kopie, beide schön eingebunden, nebeneinander besaß, die höchste denkbare Huldigung für den Autor, aber leider nicht aus fruchtbarem Boden heraus.

Bei der Auswahl der Lektüre begegnen wir ferner gleich an der Schwelle dieser Frage einer großen Ausscheidung,

[1] Sogar die Weltgeschichte von Ranke ist ein solches Buch, das nie eine größere Bedeutung erlangen wird und weit unter einen andern Werken steht.

die für die beidseitigen Anhänger oft fast die Scheidung zwischen Gut und Böse bedeutet: Naturwissenschaft, oder Geisteswissenschaft? Sie beruht auf einer ganz verschiedenen Ansicht von der Natur des menschlichen Geistes selbst. Den Einen ist er ein selbständiges Wesen, von einem höchsten Geiste abgeleitet, in ein irdisches Haus gestellt, mit demselben in nicht aufklärbarer Weise verbunden und von ihm allerdings auch ohne Zweifel stark beeinflußt. Den Andern ist er bloß eine Funktion dieses natürlichen, ja tierischen Daseins, und der ganze Mensch eigentlich eine höhere Tiergattung, die sich allmählig aus niedrigen Anfängen heraus entwickelt hat und uranfänglich entstanden ist durch eine ebenfalls noch nicht (nach unserer Ansicht sogar noch weniger) erklärte Art und Weise der Selbsterzeugung und successiven Veränderung. Welches die auf die Dauer vorherrschende Anschauung sein wird, ist uns zwar nicht zweifelhaft, doch ist das eben ein bestrittener Punkt. Vorläufig hat noch das Interesse an den Naturwissenschaften wenigstens die Oberhand, und wir glauben, auch die Philosophie und Religion werden aus ihren Resultaten manches zu lernen haben und werden überhaupt niemals mehr in bloß Hegelscher, oder scholastischer[1] und Calvinscher Form wieder zur allgemeinen Geltung gelangen, sondern von neuem tiefer aus dem Urquell alles wahren

[1] Der Versuch, der von sehr autoritativer Seite gemacht wird, Thomas von Aquino und die scholastische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts wieder unter uns einzubürgern, ist zwar interessant als Zeichen der Zeit, denn noch vor 25 Jahren wäre er undenkbar gewesen, hat aber keinerlei dauernde Bedeutung.

Seins und Wissens schöpfen und sich vor bloßem Formalismus hüten müssen.

Von diesem Standpunkte ausgehend wird man also nicht umhin können, auch die Hauptschriften der dem Leser nicht sympathischen Richtung zu lesen, um ein eigenes Urteil zu gewinnen. Dabei sind aber immer die Originale und Meister zu wählen, und die Schüler zu vermeiden. Also z. B. Darwin, Häckel, Marx, Lassalle, Fourier, St. Simon, nicht die gewöhnlichen materialistisch-naturwissenschaftlichen Vorträge und nicht die unendliche, täglich noch wachsende Zahl der Nachbeter der „sozialen Frage“, welche man sich ersparen kann, wenn man die Hauptwerke gelesen hat. Nirgends so sehr als im gegnerischen Lager muß man die Quellenwerke (die standard works) lesen. Sie sind nicht nur die geistvollsten, in der Regel auch sogar die maßvollsten und ansprechendsten, weil sie eben von bedeutenden und ehrlichen Männern, nicht von Fanatikern, oder Strebern herrühren; sondern man findet auch oft dadurch Gelegenheit zu bemerken, daß zahlreiche Anhänger sie zwar als „Autoritäten“ verehren, ihre Kenntnis von ihnen aber aus zweiter Hand bezogen haben. Die wesentlichen Argumente für eine ganze Lebensanschauung sind am leichtesten aus ihrer Quelle, oft aus wenigen Seiten des eigentlichen Quellenwerks zu erfassen. Alles wirklich Wahre und Tiefgründige, auf immer Bestehende der christlichen Religion z. B. enthalten die paar Seiten der Evangelien, die allfällig in Einer Nummer einer heutigen großen Zeitung Platz fänden. Wer also nur wissen will, was Christentum ist und als Mensch sein Leben darnach einrichten, nicht

Theologie studieren, braucht nichts weiter zu lesen als diese vier Evangelien, ein einziges sogar im Notfall; ja er brauchte auch darin bloß die Worte Christi zu kennen, wenn er bloß auf die „Lehre" sieht, nicht auf die historische Begebenheit. Das Übrige, sogar die Briefe der Apostel, ist eine „Wissenschaft", die selbst nach der Auffassung berühmter Theologen „zur Seligkeit nicht notwendig" ist. Ganz ähnlich ist es mit dem materialistischen, oder mit dem sozialistischen Glauben,[1] und auf dieser ganz richtigen Auswahl des Lesens beruht eigentlich, wie schon früher auseinandergesetzt, die Kunst desselben, die es ermöglicht, in einer kurzen Lebensdauer bei richtiger Zeiteinteilung, auch neben vielen und großen Geschäften des Tages, doch alles dasjenige zu lesen, was zur wahren Geistes- und Herzensbildung und zu einem richtigen Überblick über die Bildung seiner Zeit notwendig ist. Und es ist eine Thatsache, daß in der Regel gerade sehr beschäftigte Leute mehr davon gelesen haben, als Müßiggänger, die ihre ganze Zeit darauf verwenden konnten.

[1] Wenn jemand z. B. bloß das kommunistische Manifest, das Kapital von Marx und Bastiat-Schulze von Lassalle gelesen hätte, so würde ihm der Sozialismus in seinen Grundideen und Zielen ebenso klar sein, wie wenn er dagegen bloß ganze Jahrgänge sozialistischer Zeitungen durchlesen würde. Er bedarf mehr, wenn er den Sozialismus wissenschaftlich lehren wollte (wie auch ein Theologe mehr als die Bibel lesen muß), aber nicht, um ihn zu verstehen und davon überzeugt zu werden, sofern er die Anlage und Neigung dazu besitzt.

Die Schlußfolgerung aus dem Allem, die wir noch einmal wiederholen wollen, ist die: Fange an, ohne vor der anfangs unübersehbaren Masse des in der That auf jedem Gebiete vorhandenen Lesestoffes den Mut zu verlieren, und um ihn nicht zu verlieren, oder wenn er schon halb verloren ist, wiederzugewinnen, fange mit dem Wichtigsten an. Lies die Quellenschrift, wo eine solche vorhanden ist, nicht zuerst die Schriften zweiter Hand. Das Weitere ergibt sich dann meistenteils ganz von selber, namentlich die noch wünschbare ergänzende Litteratur. Vieles davon wird dir dann vielleicht ganz überflüssig erscheinen und jedenfalls geringere Mühe verursachen. Die meisten Leser machen es umgekehrt[1] und sehen daher auch niemals die Dinge, wie sie wirklich sind.

Ein planmäßiges Vorgehen bei dem Lesen wird dabei förderlich, wenn auch nicht notwendig sein. Alles „Systematische" im Lernen hat nur eine erleichternde Bedeutung; die Hauptsache ist, zu lernen, gleichviel wie, aber ganz ohne Bedeutung ist die Regelmäßigkeit doch nicht. Namentlich wird zunächst eine gewisse Beschränkung auf eine Gattung, oder ein Zeitalter der Litteratur sich bald von selbst ergeben. Das Natürlichste ist die historische[2] Reihenfolge. Ob aber diese Folge, von heute

[1] Es gibt „gebildete" Menschen, die niemals die Bibel, die doch jedenfalls ein wichtiges Buch ist, ganz gelesen haben.

[2] Das Natürliche und Historische, nicht Gesuchte und nicht Erdachte, ist in allen Dingen, wo man der Wahrheit möglichst nahe kommen will, das Beste. Dabei muß man dann aber allerdings nicht von dem vielcitierten und gänzlich falschen Satze Lessings

anfangend, in die Zeit der mittelalterlichen und antiken Litteratur zurückgeht, oder umgekehrt, ist gleichgültig. Das bloß gelehrte Beiwerk der Kommentare ist, vorderhand wenigstens, zu vermeiden, soweit es nicht absolut notwendig zum Verständnis des Gelesenen ist; der Kontakt zwischen dem Leser und dem Autor soll ein direkter sein. Das, werdender Leser, wird dir namentlich vorläufig genügen, wenn du liesest, um deinem Geiste Kraft und Ausdehnung zu verschaffen. Liesest du dagegen, um baldmöglichst mit dem Gelesenen zu prunken und Andere zu täuschen, dann kannst du eines gehörigen Quantums dieser begleitenden Gelehrsamkeit, die den Menschen immer mehr imponiert, als die Kenntnis der Sache selbst, von vorneherein nicht entbehren.

Dann nimm aber auch ein Wort eines berühmten Gelehrten (Winkelmann) mit auf den Weg, der sich fortan von dem unsrigen auf Nimmerwiedersehen scheidet: Die Griechen seien so unnachahmlich groß geworden, weil sie unsere moderne Art der Gelehrsamkeit nicht kannten, die wesentlich darin bestehe, zu wissen, was Andere gewußt haben.

Endlich aber und zum Schlusse: Man muß auch das Lesen und sogar sein Erzeugnis, das Wissen, nicht zu hoch schätzen. Die Hauptsache für das Leben und für das Glück desselben ist nicht Wissen, sondern Handeln.

---

ausgehen, daß nur ein ewiges, also im Grunde fruchtloses Streben nach Wahrheit, nicht das Erlangen und Besitzen derselben, Ziel und Zweck des Menschenlebens sei.

Das Wissen bleibt im Gegenteil, wie der Apostel Paulus sagt, immer Stückwerk, auch im allerbesten Falle; es hat nie einen Menschen gegeben und wird nie einen geben, bei dem es vollkommen war. Und alles Wissen, das nicht in ein wohlthätiges Thun übergeht, ist nicht bloß ein unfruchtbarer Besitz, sondern ein solcher, der durch den Nichtgebrauch schädlich wird. Alle sehr gebildeten Leute, die ihre Bildung nur für sich besitzen und sie nicht beständig durch das Handeln auf ihren Wert kontrolieren, stehen in Gefahr, entweder Pessimisten zu werden, die nur mit sich selbst zufrieden sind, oder, wenn sie klug genug dazu sind, auch ihren eigenen Wissenserwerb, wie der weiseste aller Könige, zuletzt für „Eitelkeit der Eitelkeiten" anzusehen.[1] Das ist aber ein Lebensresultat, zu dem man auch billiger, als auf dem großen Umwege durch die viele Mühe und Arbeit gelangen kann, welche die Gelehrsamkeit erfordert.

## II.

Schopenhauer sagt in seinem grollenden Pessimismus, es sollte eine „tragische Litteraturgeschichte" geschrieben und gezeigt werden, in wie unwürdiger Weise die Nationen ihre wirklich großen Schriftsteller behandelt haben, während andern Ehre und Reichtum zugeflossen sei. So schlimm steht die Sache aber doch nicht, sondern man kann von Büchern höchstens (wie von Menschen) sagen, daß die guten in der Regel später zur Geltung kommen, dann aber

[1] Vgl. Prediger Salomonis Kap. I und II.

dauerndere Wirkung haben, während dasjenige, was gleich mit großen Trompetenstößen in die Welt tritt, manchmal ziemlich still aus derselben verschwindet. Es würde sich schwerlich geschichtlich nachweisen lassen, daß irgend ein sehr gutes Buch gar nicht zur Geltung gekommen wäre, wie wir denn auch unsererseits überhaupt nicht stark an die „verkannten Genies“ glauben. Dagegen ist es allerdings richtig, daß sehr oft bessere Schriftsteller bei ihren Lebzeiten, oder während des größten Teils ihres Lebens unterschätzt und gegenüber andern zurückgesetzt worden sind, und daß überhaupt „Ehre und Reichtum“ nicht immer denjenigen zufließen, denen sie von Rechts wegen gebühren. Vielleicht aber auch nicht ohne Grund und Absicht in der Weltleitung; denn sie sind die Belohnungen, welche die Menschen und ganz besonders die auf öffentliche Wirksamkeit angewiesenen am meisten zu beschädigen im stande sind und deren üblem Einfluß nicht leicht Jemand gänzlich widersteht.

Wir sind also, bis auf den Gegenbeweis im einzelnen Falle, der Meinung, daß wahrscheinlich die besten Bücher, welche geschrieben worden sind, auch bekannt geblieben seien[1] und nur das relativ Gleichgültigere verloren gegangen ist.

Welche nun darunter wieder die besten seien, immer

[1] Dasjenige, was wir z. B. aus dem Altertum gar nicht kennen, wie z. B. die Reden des Hortensius, steht schwerlich über dem uns Bekannten; aus der ältesten christlichen Zeit sind die Evangelien und die Briefe der Apostel offenbar unvergleichlich das Beste; das, was sich in neuester Zeit noch gefunden hat, steht weit dahinter zurück.

in dem oben bezeichneten allgemeinen Sinn und mit Ausschluß von eigentlicher Fachlitteratur, das ist eine, im ganzen genommen, schwer zu beantwortende Frage, die sich auch nicht für jede Kultur- und jede Lebensstufe gleich bleibt, ja sogar nicht einmal für jede Stimmung.[1] Denn es ist unzweifelhaft, daß manche gute Bücher nur einzelnen Gemütsstimmungen entsprechen und in andern fast unbrauchbar sind, wie es auch umgekehrt zum wahren Verständnis eines Buches gehört, daß man es in verschiedenen Lebenszeiten und Gemütsverfassungen gelesen haben muß.

Man kann daher in einer bloß übersichtlichen Weise, wie hier, überhaupt nur von Büchern reden, die so allgemein bekannt und so leicht zugänglich sind, daß sie nicht in Bibliotheken gesucht werden müssen, und dem Zwecke dieses Vortrages entspricht es überdies, daß eine Beschränkung auf die Litteratur von religiösem Inhalte stattfindet.

Allerdings — das muß gleich anfänglich gesagt werden — hilft viel Lesen allein in der religiösen Bildung noch nicht vorwärts, sondern — wenn man sich einmal in diese Ideenrichtung begeben hat — weit mehr Praxis, Beobachtung, Versuch, eigene Lebenserfahrung und ganz besonders Vermeidung aller schlechten Lektüre. Daß die schlechte Lektüre durch keine Vereine und Predigten, sondern bloß durch die Verbreitung von guter einigermaßen beseitigt

[1] Der verstorbene Historiker Taine stellt z. B. in einem Briefe eine Liste von zwanzig der besten Bücher auf, die er in dem gleichen Briefe zweimal selbst wieder fast gänzlich abändert und von denen wir wenigstens die Hälfte streichen würden.

werden kann, ist dabei eine längst anerkannte Wahrheit.[1] Doch nützt das alles noch nicht viel, solange die gleiche Preßfreiheit, die für politische Schriften besteht und dort ihren guten Grund hat, auch ohne weiteres für jede andere Art von Litteratur gilt, solange ferner selbst bedeutende Zeitungen ganz schlechte Romane in ihren Feuilletons abdrucken, oder ihre litterarischen Beilagen mit eingehenden Besprechungen von solchen füllen, und solange endlich die gleichen Herren und Damen, die in den Vereinen gegen die schlechte Lektüre sind, zuweilen selbst die allerschlechteste und gefährlichste lesen, sobald sie den Stempel litterarischer Berühmtheit trägt.

Unter diesen Voraussetzungen allein ist eigentlich aus religiösen Schriften etwas zu lernen, und ohne konkurrierende eigene innere Erfahrung ist alle religiöse Lektüre ohne Überzeugungskraft. Aber auch im andern Falle befindet man sich keineswegs immer auf der Erfahrungsstufe oder in der Lebenslage[2] ihrer Autoren, und daß auch religiöse Schriften „verborgenes Gift enthalten können, das von der Arznei mitunter kaum zu unterscheiden ist", ist eine Bemerkung, die nicht bloß in den Mund eines Mephistopheles gehört.

---

[1] In allen Wartsälen der Eisenbahnen, ganz besonders in denen dritter Klasse, sollte, neben der Gratiswasserflasche, durch die Bemühungen wohlmeinender Menschen ein kleines Häufchen guter Schriften zum Lesen oder unentgeltlichen Mitnehmen aufliegen.

[2] So sind die „Anweisungen, um zur Vollkommenheit zu gelangen", nicht immer brauchbar, oder etwa bloß für Klosterleute verwendbar. Vgl. z. B. größere derartige Partien in dem sehr interessanten Leben der h. Theresia.

Das alles trifft nun zunächst, mit Ausnahme des letzten Satzes, auch für das beste Buch dieser Art, die Bibel, zu.

Für viele gebildete Menschen unserer Tage ist sie zwar ein „überwundener Standpunkt“, ein Buch, das sie nie ganz gelesen zu haben sich gar nicht schämen, obwohl dies in Bezug auf jeden andern antiken Schriftsteller der Fall sein würde. Es ist auch, ganz abgesehen von ihrem historischen Wert, der sich sogar immer mehr herausstellt, viel zu wenig bekannt, daß die Bibel das geistreichste aller Bücher ist. Allerdings ein oftmals mit wenig Geist gelesenes und ausgelegtes, was jedoch nicht ihre Schuld ist. Sie ist auch das allereinzige Buch, dessen man niemals überdrüssig wird,[1] vorausgesetzt natürlich, daß man es freiwillig liest und nicht etwa in den Kinderjahren mit Zwang dazu angehalten wurde. Denn einen solchen Zwang verträgt der freigeborne menschliche Geist gerade in rein geistigen Dingen am wenigsten, und die zahlreichste Gegnerschaft der Bibel, neben denjenigen, die sie überhaupt gar nicht kennen, ist auf solche einstige Zwangsleser zurückzuführen.

Das mechanische Bibellesen in den sogenannten Hausandachten vor halb schläfrigen, oder sonst unaufmerksamen Menschen hat nicht nur keinen Wert, sondern ist äußerst

[1] Es kommt bei jeder andern, lange fortgesetzten religiösen Lektüre ein Moment, wo man alles menschlichen Geredes über diese innerlichen Dinge augenblicklich völlig satt wird; dann hält allein die Bibel noch aus. Thomas a Kempis beschreibt das sehr schön im Eingange seines dritten Buches, wo er von „dem innern Troste“ spricht.

gefährlich. Denn man kann nicht gefahrlos von Gott reden hören, ohne ihn als eine ernste Realität zu nehmen, welcher man nicht mit Gleichgültigkeit, oder sogar mit Heuchelei begegnen darf. Nicht das sind nachmals die verbitterten Atheisten, die niemals von einer Bibel in ihrer Jugend etwas gehört haben, sondern die, denen sie schon frühzeitig zur Last und zum Überdruß geworden ist. Die Bibel muß man also entweder gar nicht in die Hand nehmen, oder dann mit dem aufrichtigen Wunsche zu hören und zu lernen, und in der Absicht mit ganzer Seele dabei zu sein.[1] Man muß ferner daraus etwas für sein Leben lernen und das Gelernte sofort anwenden, nicht bloß, wie der ursprünglich richtige, aber jetzt ganz mißbräuchlich gewordene Ausdruck lautet, „sich erbauen" und mit dem Schluß der „Erbauungsstunde" wieder der alte Mensch sein wollen. Mit Recht sagt daher Luther von der Bibel: „Es sind nicht Lesewort, sondern eitel Lebewort darinnen, die nicht zum Spekulieren und Hochsinnen, sondern zum Leben und Thun dargesetzet sind." Also auch die vorzugsweise Beschäftigung mit den dunkeln, bloß in der Zukunft liegenden Dingen, oder die gelehrt-archaistischen Untersuchungen über Verhältnisse, die uns wenig mehr berühren, sind einfach

[1] Das ist übrigens auch bei andern Büchern der Fall, wenn man etwas aus ihnen lernen will. Die Bibel hat nur das Privilegium, daß sie viel mehr unfreiwillige, unaufmerksame und ungeeignete Leser hat, als alle andern. Sie wird zu einer Last, wenn sie ein vornehmer, hochmütiger Pfarrer, oder eine geputzte, stolze Dame in der Hand hält, um sie Andern als ein Joch der Menschenknechtschaft aufzulegen.

Abwege bei dem Lesen der Bibel,[1] etwas, worüber Thomas a Kempis sagt: „Viele Leser suchen in der heiligen Schrift anderes, als Wahrheit, darum finden sie auch anderes, als Wahrheit, die sie besser macht.“

Manche Leute kennen auch die Bibel nicht selbst, sondern das ist ihnen ein Buch, aus dem ihnen ihr Pfarrer etwas vorliest, und sie identifizieren es mit einer Person, oder einer Hierarchie, wobei dann „der lautere Wein des Evangeliums durch sein Gefäß einen Geschmack annehmen kann, der nicht sein eigener ist.“ Es ist dies sogar teilweise in der Bibel selbst schon, und noch mehr durch ihre Übersetzungen der Fall. Die Sprache des Apostels Paulus ist weit entfernt immer sehr vorteilhaft für die Wahrheit zu sein, die er ausdrücken will, und manche seiner griechischen Redewendungen sind für uns, wie ihre Luthersche, zwar wunderschöne Übersetzung, doch ganz unverständlich geworden.[2]

---

[1] Was bekümmert uns z. B. manches Einzelne an dem jüdischen Opferkult, oder die Zeit und Art des Weltendes? Blumhardt sagte einmal ganz nüchtern einem solchen Neugierigen, der sich mit ihm über den „Antichrist“ besprechen wollte: „Der Antichrist ist unser nächstes Bedürfnis nicht.“ Biographie Blumhardts, 3. Aufl., S. 285.

[2] Die theologische Sprache des I. und des XVI. Jahrhunderts ist eben nicht mehr die unsere. Wer versteht, was ein „eingeborner“ Sohn ist, oder was „Buße thun“ heißt, sofern er nämlich nicht etwas ganz Falsches darunter versteht? Was ist das für unser Ohr für ein Ausdruck: „Er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein?“ Auch die Worte „Erlösung“, „Heiland“ haben einen ganz konventionellen Sinn bekommen, bei dem man sich eigentlich nicht sehr viel denkt.

Man muß jetzt die Bibel förmlich zuerst mit Verstand lesen lernen, wozu man gewöhnlich in dem Religionsunterricht der Schule, der das leisten sollte, nicht sehr gut angeleitet wird. Dann wird wieder wahr für den Einzelnen, was ein moderner Schriftsteller sagt:

„In diesem Buche ist fürwahr das größte Geheimnis offenbar,
Und selig nenn' ich den vor allen, dem zu verleih'n es Gott gefallen,
Daß, wenn er es mit Zittern liest, sich ihm der Pfad zum Heil erschließt.
Doch besser wäre nie geboren, wer, zweifelnd, sich's zum Spott erkoren."

Es ist aus allen diesen Gründen gar nichts Ungewöhnliches, daß gerade die alleraufrichtigsten Leute, infolge falscher Erziehung oder sonstiger Vorurteile, oder infolge eines starken Unabhängigkeitstriebs und einer Scheu vor aller Menschenknechtschaft, oder Priesterherrschaft, einen Widerwillen gegen die Bibel haben,[1] der sich aber umwandelt, wenn sie dazu geführt werden, sie selbst kennen zu lernen. Dann finden sie darin ein Buch nicht bloß voll scharfsinniger Weisheit, sondern auch voll praktischer Lebenserfahrung und von einer Menschenkenntnis, wie es kein zweites mehr gibt, abgesehen von seinem historischen Wert, dem ebenfalls kein zweites Buch von ähnlichem Alter gleichsteht. Wer sich dieses Bildungsmittel selbst entzieht, der thut sich dadurch ein größeres Unrecht, als wenn er

[1] Das Gleiche kam ja auch gegenüber Christus selber schon vor. Ev. Joh. I, 46.

die gesamte Litteratur des klassischen Altertums absichtlich, aus einem gewissen Vorurteil dagegen, beiseite liegen ließe. Er würde damit überdies nur den geistigen Kontakt mit einem kleineren Teile der heutigen Gebildeten aufgeben, während die Bibel das einzige und vielleicht einzig mögliche geistige Band bildet, das alle Klassen der menschlichen Gesellschaft miteinander zu einer geistigen Einheit verbinden kann. Vieles von der Zerrissenheit, durch welche sie sich heute unverständlich geworden sind, ist auf diesen Mangel zurückzuführen, und es wird eine ernste Aufgabe unserer künftigen Bildung sein, die Bibel wieder bekannter zu machen,[1] aber nicht mit Zwang und mechanischer Dressur, die sie gar nicht leidet, sondern genau so, wie man überhaupt ein jedes andere gute Buch empfiehlt und verbreitet. Dann erst werden noch manche, die ihr jetzt ganz ferne stehen, wieder verstehen lernen, was das heißt:

„Wort des Lebens, laut're Quelle, die vom Himmel sich ergießt,
Lebenskräfte gibst du jedem, der dir Geist und Herz erschließt,
Der sich wie die welke Blume, die der Sonnenbrand gebleicht,
Dürstend von dem dürren Lande zu dem Bronnen niederneigt."

[1] Man könnte versucht sein, hier ein Wort für die Katholiken speziell beizufügen, deren Bedürfnis nach guter religiöser Lektüre groß ist und die auch die Bibel gewöhnlich nicht genau kennen. Aber sie nehmen es heutzutage mit einer gewissen Reizbarkeit leicht übel, wenn man sich, selbst in wohlwollender Absicht, mit ihren religiösen Angelegenheiten beschäftigt, ohne zu ihnen zu gehören. Jedenfalls werden sie ihr Volk nicht neuerdings und auf die Dauer nur mit scholastischer Theologie speisen können und auch die Gemeinschaft aller Christen, an der ihnen doch auch liegt, nirgends anders als in der Bibel finden, die eigentlich (neben etwa noch Thomas a Kempis)

Während sie jetzt (wie übrigens schon in alter Zeit)[1] sich andere Brunnen graben, die im Unglück wenig Erquickung spenden, und es bei „gebildeten" modernen Menschen kaum noch begreifen, vielmehr als eine Art von Sonderbarkeit — im mildesten Falle der Beurteilung — ansehen, wenn sie diesem Buche noch Aufmerksamkeit schenken.

Ob man die Bibel mit Zuhilfenahme von Kommentaren oder sonstiger theologischer Litteratur lesen solle, ist eine Frage, die ich, für den Anfang wenigstens, mit „Nein" beantworten würde, soweit es nicht etwa die allernötigsten historischen Aufschlüsse über die Geschichte des jüdischen Volkes zum alten, und die sogenannte „neutestamentliche Zeitgeschichte" zum neuen Testament betrifft. Die Art und Weise namentlich, wie Christus selbst redet „als einer, der Macht hat und nicht wie die Schriftgelehrten",[2] scheint von vornherein dagegen zu sprechen. Es sind auch diese Kommentare oft entweder nichtssagend, oder dann gefährlich, weil etwas hinzusetzend, was vielleicht gar nicht im Sinne der h. Schrift selbst liegt. Spurgeon sagt daher mit Recht in einer seiner Predigten: „Die Vorschriften des Evangeliums sind derart, daß eine jede Weglassung, oder ein jeder Zusatz das, was zum Leben verordnet war, leicht in Tödtliches verkehrt."[3] Wir würden wahrscheinlich in der richtigen

---

das einzige religiöse Buch ist, das beiden Konfessionen gemeinsam ist, aber eben keine Menschenherrschaft kennt, noch duldet.

[1] Vgl. Jeremias II, 13.

[2] Ev. Matth. VII, 29. Ev. Joh. VI, 68. VII, 46.

[3] Ev. Joh. VIII, 43—47. Dem Ansehen der Bibel hat übrigens

Auffassung des Christentums und was noch mehr gilt, in der rechten Bethätigung desselben in unserem täglichen Leben weiter gekommen sein, wenn wir seiner Zeit die Reformation weniger gelehrt und dogmatisch angefaßt hätten, sondern so, daß man die Menschen zunächst nur auf die Evangelien und darin auf die Worte Christi verweist. Denn dieselben haben etwas so eigentümlich Geistreiches und Ergreifendes und gleichzeitig alle unnützen und nebensächlichen Dinge einfach Beseitigendes, daß sie einem jeden aufrichtig die Wahrheit suchenden Geiste imponieren und keinen abstoßen, der nicht die Religion, sondern bloß vielleicht die äußere Kirchengemeinschaft, oder die Hierarchie flieht. Von diesem einfachen Mittelpunkte der Religion aus muß sich dieselbe die Herzen der Menschen immer wieder neu erobern.

Was man auch in diesen Worten nicht versteht, muß man vorderhand ruhig lassen. Einiges liegt vielleicht an der Übersetzung, anderes wird nach und nach von selbst klar, wenn der Geist des Lesers demjenigen der Schrift kongenialer wird,[1] und drittes, womit sich die Theologie zeitweise mit Vorliebe beschäftigt hat, wie die dogmatische Erklärung der sogenannten doppelten Natur Christi, des Wesens Gottes, des Endes der Welt, der Art und Weise eines künftigen Lebens, brauchen wir gar nicht zu wissen

die ungehörige Vorstellung von der „Inspiration" jedes Wortes, also auch des „Mantels, den Paulus zu Troas ließ, oder des Pergamentes, das er mitzubringen bittet", mehr geschadet, als die Angriffe ihrer Feinde. Paulus selbst würde eine solche Gleichwertigkeit aller seiner Worte ernstlichst abgelehnt haben.

[1] I. Kor. II, 13. 14.

und können es jedenfalls vorläufig ohne allen Schaden beiseite lassen, soweit wir es nicht zu begreifen im stande sind.[1]

Von Kommentaren ist für etwas gebildetere Leute der beste (zu dem Pentateuch und den Psalmen) der israelitische des ehemaligen Frankfurter Rabbiners Samson Raphael Hirsch, der merkwürdigste die sogenannte Berlenburger-Bibel, ein Buch, das im vorigen Jahrhundert durch einen aus Straßburg vertriebenen Magister Johann Heinrich Haug auf Veranlassung des Grafen Kasimir von Wittgenstein-Berleburg verfaßt wurde. Es versucht in die Bibel, neben dem natürlichen, immer noch einen allegorischen Sinn hinein zu legen, verdient aber (wie Stilling sagt) „bei allen paradoxen Sätzen einen der besten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten“ und ist, wie der vorgenannte jüdische Kommentar, eine wahre Fundgrube nicht alltäglicher Gedanken über diese bereits viel und allzuviel besprochenen Dinge.[2]

---

[1] I. Tim. VI, 5. Markus XIII, 32.

[2] Es wurde s. Z. von der Berleburger Separatistengemeinde herausgegeben. In einer gewissen Verbindung damit steht ein gleichzeitiges vielbändiges Buch „Die geistliche Fama“ von Carl, Leibarzt des Fürsten von Isenburg-Büdingen, eine Sammlung von merkwürdigen geistlichen Nachrichten aller Art, die aber ein wenig in das Schwärmerische streifen. Der berühmtere Kommentar „Gnomon, oder Zeiger des neuen Testamentes“ des württembergischen Prälaten Bengel steht der Berleburger-Bibel lange nicht gleich. Von den ältern Auslegungen sind Luthers „Vorreden“ immer noch das Kräftigste. Die beste alte Kirchengeschichte für sehr gebildete Laien ist das bekannte Werk Gibbons über den Niedergang des römischen Reiches, gerade deshalb, weil es ganz ohne Sympathie für die Kirche geschrieben ist.

Von den sämtlichen „Leben Jesu" halten wir nicht viel, dagegen gibt es[1] über die damalige Zeitgeschichte ein sehr gutes Buch von Hausrath und ein ebenso gutes über die Apostelzeit von Zündel, ehemals Pfarrer in Winterthur, dem Biographen Blumhardts. Die Briefe der Apostel, namentlich die des Paulus, der am meisten schrieb, sind wir jetzt leider gewohnt als eine Sammlung von Predigttexten und Sprüchen zum Auswendiglernen anzusehen, während sie selten jemand ganz unbefangen so liest, wie man heute einen Brief einer interessanten Persönlichkeit lesen würde. Sie leiden daher, wie die Bibel überhaupt, ebensosehr unter der völligen Unkenntnis der Einen, wie unter der übertriebenen Vorstellung von „Gottes Wort", die die Andern davon haben. Sie sind Gottes Wort, aber in einer sehr menschlichen, oft nicht einmal im gewöhnlichen Sinne gut geschriebenen Form.[2]

Aus der ungeheuren Masse von Schriften der sogenannten Kirchenväter kann ich nicht sagen, daß mich irgend etwas, das ich selbst davon gelesen habe, wirklich tief ergriffen hätte, selbst die „confessiones" des h. Augustin nicht, die sozusagen das Modernste, uns Verständlichste und das Muster vieler seitherigen Selbstbekenntnisse sind.[3]

[1] Neben den bekannten Büchern des Flavius Josephus über die „jüdischen Altertümer" und den „jüdischen Krieg", die aus jener Zeit selbst stammen.

[2] Das ist nicht unsere Kritik, sondern eine sehr alte, zeitgenössische, II. Petri III, 16.

[3] Vollends für die sogenannte Scholastik, d. h. die wissenschaftliche Theologie des Mittelalters, die mit Thomas von Aquino im dreizehnten Jahrhundert beginnt, haben die Protestanten wenig

Fast ebensowenig war dies meinerseits mit den Schriften der Reformatoren der Fall. Diese allein hätten mich nicht gewonnen. Zwingli finde ich in allen seinen Äußerungen etwas nüchtern und zu wenig tiefgehend, Calvin kalt und in seiner Grundlehre von der Prädestination nicht überzeugend, vielleicht nicht einmal ganz orthodox, Luther, der der genialste derselben ist, oft, ohne Not, zu derb und mitunter auch sogar zu willkürlich und eigenmächtig. Wir müssen alle diese Schriftsteller doch stets an Christus selbst messen, durch den allein wir von Irrtum und Schuld befreit werden, nicht durch sie, und dann sagen, es ist ein höchst wesentlicher Unterschied zwischen ihrer Sprache und Überzeugungskraft und der seinigen.[1] Nahe

Verständnis. Das für uns Beste daraus enthält die göttliche Komödie Dantes, der ein Zeitgenosse und ursprünglich, aber nicht auf die Dauer, selbst ein Anhänger des Thomas von Aquino gewesen war. Vgl. Purgatorio XXXIII, 85 und den Aufsatz „Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquino" im IV. Band des politischen Jahrbuchs der schweizerischen Eidgenossenschaft. Eine in ihrer Art sehr interessante Zusammenstellung von Lebensnachrichten der „Altväter" sind die „Vitae patrum, das Leben der Altväter und anderer gottseliger Personen" von Gottfried Arnold, die neben manchem Abstrusen Anekdoten von schlagender Wahrheit enthalten und neben „Reitz, Historie der Wiedergeborenen" und Porsts „Theologia practica regenitorum" das Entzücken der Mystiker des vorigen Jahrhunderts gewesen sind.

[1] Die interessanteste dieser Schriften sind Calvins „Institutionen der christlichen Religion", die er 1536 für den König Franz I. von Frankreich schrieb, ein weit kürzeres protestantisches Seitenstück zu der ungeheuren theologischen „Summa" des Thomas von Aquino, das eigentliche systematische Lehrbuch des reformierten Bekenntnisses,

kommen diesem tieferen christlichen Geiste meines Erachtens einige mittelalterliche Schriften, vor allem die „Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempen, die Predigten des Dominikaners Johannes Tauler von Straßburg, und selbst, mit etwelchen Ausnahmen allerdings, einige spezifisch katholische Bücher, beziehungsweise Lebensläufe, wie beispielsweise das, was wir von den beiden heiligen Katharinen, der von Siena und der von Genua, von dem h. Franziskus von Assisi und der spanischen heiligen Theresia wissen.[1] Es ist jedoch nicht immer ganz leicht, diese über-

das jeder schweizerische Reformierte neben der Reformationsgeschichte Bullingers gelesen haben sollte. Das Beste von Luther sind seine allerersten Sendschreiben und sodann einzelne seiner „Vorreden“ zu den verschiedenen Büchern der h. Schrift.

[1] Es würde ein Verdienst sein, die oft sehr geistvollen katholischen Heiligen durch gute Lebensbeschreibungen auch dem protestantischen Volke näher zu bringen, wie es teilweise durch den berühmten Kirchenhistoriker Hase, aber in zu theologisch-rationalistischer Weise geschehen ist. Die Briefe der h. Katharina von Siena, deren etwa 300 bekannt sind, sind Muster des Stils und zugleich einer praktisch-verständigen Lebensauffassung. Ihr Leben wurde ursprünglich von ihrem Beichtvater Raimund von Capua beschrieben; dasjenige der h. Theresia wurde nach ihren eigenen Aufzeichnungen von der Gräfin Hahn im Jahre 1867 deutsch publiziert. Das ursprüngliche Manuskript, das sich im Escurial befindet, hatte das seltsame Schicksal gehabt, von einer ihrer zeitweisen Schülerinnen, der Schillerschen „Prinzessin von Eboli“, der Inquisition wegen Verdachts der Ketzerei überliefert zu werden. Von der h. Katharina von Genua, Gräfin Fieschi-Adorno, ist meines Wissens nur ein Schriftchen, „Gespräche“ genannt, vorhanden. Sie war Tochter eines Vizekönigs von Neapel, geb. 1477, verheiratet, ursprünglich eine völlige große Weltdame, und starb als thätige Vorsteherin des großen

haupt vielleicht bloß in eine spätere Lebensperiode passenden Schriften zu finden, und noch weniger sie richtig zu verstehen. Am leichtesten finden Sie eine größere Sammlung solcher Lebensläufe in den „auserlesenen Lebensbeschreibungen heiliger Seelen“ von Tersteegen.

Von ganz eigentümlich kraftvoller Wirkung sind die uns erhaltenen Schriften aus der englischen Revolutionszeit, vor allem das, was Thomas Carlyle in einem großartigen Buche „Letters and speeches of Oliver Cromwell“ erst in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder zugänglich gemacht hat, nachdem es lange vergessen, oder von späterer Ungerechtigkeit überwuchert und mißachtet war. Es sind jedoch nur einzelne Briefe des Protektors und eine Anzahl von Reden, sechszehn im ganzen, erhalten geblieben, die, trotz dem Kommentar Carlyles, ohne eine genauere Kenntnis der damaligen Geschichte immer noch schwer verständlich sind. Bekannter sind aus jener Zeit die berühmte „Pilgerreise“ Bunyans, das unsterbliche Vorbild aller solchen allegorischen Lebensläufe,[1] und die „ewige Ruhe der Heiligen“ des Cromwellschen Feldpredigers Richard Baxter. Nach meinem Urteil sind die englischen Puritaner des siebzehnten Jahrhunderts diejenigen Leute gewesen, die es mit der Verwirklichung des Christentums in Staat

---

Spitals in Genua 1510. Von den spezifisch katholischen Büchern der Reformationszeit sind besonders noch die Schriften des h. Franz von Sales, Titularbischof von Genf, lesenswert, namentlich die „Philothea, Anleitung zu einem frommen Leben.“

[1] Bunyan war auch Parlamentssoldat gewesen. Vgl. darüber Macaulays Geschichte Englands III, 271.

und Kirche am ernsthaftesten genommen haben und den ersten Christen darin mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, gewesen sind.[1]

Von dort ab wird die christliche Litteratur bis nahezu auf unsere Tage einerseits etwas trocken-dogmatisch, oder dann etwas süßlich-sektiererisch, „pietistisch“ in dem Sinne, den dieses Wort heutzutage angenommen hat. Doch werden Sie nicht umhin können, wenn Sie die Milde des Urteils hinzubringen, die alles Menschliche bei seiner Beurteilung nötig hat, in den Schriften namentlich von August Hermann Francke, dem Gründer des Hallischen Waisenhauses, Philipp Jakob Spener, Jung-Stilling,[2] Flattich, ganz

[1] Auf sie wird die neue Regeneration des Christentums direkt zurückführen, der wir entgegengehen.

[2] Von Jung-Stilling ist das Beste zunächst seine Lebensbeschreibung, deren ersten Teil, von ergreifender Schönheit, wir Goethe verdanken, welcher ihn ohne Wissen des Autors publizieren ließ. Sodann namentlich das „Heimweh“, von 1793, ein allegorischer Lebenslauf eines „Kreuzritters“, in einer uns jetzt allerdings nicht mehr recht schmackhaften Sprache, aber mit einem tiefen Fundament innerer Lebenserfahrung. Dagegen haben wir unsererseits „Arnds vier Bücher vom wahren Christentum“ und die Bengelschen und Bogatzkyschen „Schatzkästlein“, sowie die sämtlichen seiner Zeit sehr berühmten, jetzt aber vergessenen Lavaterschen Schriften den genannten niemals ebenbürtig finden können. Eine besondere Quelle protestantischer Erbauung sind die Kirchenlieder dieser Kirche, von denen mehrere Sammlungen existieren. Die am leichtesten zu bekommende ist das sogenannte kleine (jetzige) Gesangbuch der Brüdergemeinde, das seit 1862 das ältere von Gregor (1778) ersetzt, und die meisten, wenn auch nicht alle, schönen Lieder enthält. An den mitunter etwas süßlichen Ausdrücken der Brüder, die zum Teil des Reimes wegen gewählt sind, darf man sich dabei nicht stoßen.

besonders aber in denen Zinzendorfs den Feuergeist des Christentums deutlich zu bemerken, der immer wieder und durch alle Hüllen hindurch, mit denen ihn die menschliche Unvollkommenheit bedeckt und zu ersticken droht, durchbricht und direkt auf das Herz des Lesers wirkt, sobald nur keine Heuchelei dabei von der einen oder der andern Seite im Spiele ist.

Das Nämliche gilt in vielleicht noch erhöhtem Maßstabe von unseren Tagen und religiösen Schriftstellern. Wenn Sie z. B. ein Buch, wie das Leben Blumhardts von dem verstorbenen Pfarrer Zündel, lesen, so bekommen Sie neben manchem, was Ihnen darin vielleicht seltsam erscheinen mag, doch sicherlich den Eindruck von einem Menschen, wie ihn Christus haben wollte, und ebenso war ein gewaltiger Prediger gleicher Art, dem wir zwar lange nicht in allen seinen Ansichten beistimmen, der im Februar 1892 verstorbene Engländer Spurgeon. Derselbe beging den Fehler, daß er gar alles publizieren ließ, was er predigte und was eben durchaus nicht immer vom gleichen Gehalte ist. Aber seine bekanntesten Vorträge, die sogenannten „alttestamentlichen Bilder“, sind von einer ergreifenden Wahrheit und Klarheit in der religiösen Auffassung, wie sie der besten Zeiten des Christentums würdig ist, und zeigen, daß wir in der Verwirklichung desselben vorwärts, keineswegs rückwärts schreiten.[1]

---

[1] Annähernd das Gleiche gilt von dem Dänen Kierkegard, von dem meines Wissens bloß einzelne fingierte Predigten (er selbst war nie amtierender Prediger) übersetzt sind. Die noch lebenden religiösen Schriftsteller lassen wir hier sämtlich beiseite. Ebenso

Leider besitzen wir wahrscheinlich von den allerbesten Christen aller Zeiten gar keine Schriften. Das Schriftstellerhandwerk ist eben doch ein wenig gefährlich für die innere volle Wahrheit der religiösen Anschauung. Das Beste davon läßt sich gar nicht und das Bessere nur sehr unvollkommen aussprechen; es beruht oft auf einem „Innewerden", das nicht in Worte gekleidet ist, und jede Aussprache ist ein Verlust an innerer Wahrheit, den der Sprechende erleidet, ein persönliches Opfer, das er bringt. Denn entweder kann er nicht ausdrücken, was er sagen sollte, oder er sagt mehr, oder weniger, als er will und als innerlich bei ihm ganz wahr ist, so daß nach meinem Dafürhalten Predigen überhaupt zu den gefährlichen Gewerben gehört, die mit aller Vorsicht anzufassen sind.

Ein deutliches und rührendes Beispiel der ersteren Art (des Nichtkönnens) sind die „Reflections in Palestine"[1] von 1883, das einzige Buch, das wir von dem in Chartum gefallenen General Charles Gordon besitzen, wahrscheinlich dem besten Christen unserer Zeit, soweit nämlich sie bekannt sind, was nur sehr ausnahmsweise der Fall sein wird.

Ein anderes Beispiel von einem äußerst einfachen, aber gewiß wahren Heiligen der protestantischen Kirche ist die ganz kurze Geschichte eines Schuhmachers, Johannes

---

überhaupt die neuere englische, amerikanische und protestantisch-französische religiöse Litteratur, die doch vielfach von unserer Auffassung etwas abweicht und jedenfalls nicht in erster Linie gekannt zu werden braucht.

[1] Es ist ein sehr unbehilfliches Buch, aber voll einzelner Lichtblitze, das übersetzt und gut kommentiert werden sollte.

Bäumler, der 1778 in Toffen bei Bern starb und dessen Leben, das eigentlich nur ein inneres Leben war, seiner Zeit von Lukas Legrand in Basel herausgegeben worden ist.[1]

Die religiösen Schriftsteller von Gottes Gnaden werden dagegen immer seltene Ausnahmen sein,[2] und man darf auch von diesen nie mehr, als eine Anregung in lauen, oder eine Ermutigung in schwachen Momenten erwarten. Sonst ist jeder Mensch auf das eigene Suchen und Finden angewiesen und soll nicht, wenn er dem Zauber der gewöhnlichen Weltanschauung auf der einen Seite entgangen ist, wieder auf der andern in eine ebenso gefährliche Menschenknechtschaft fallen.[3] Und ebensowenig soll er in dem bloßen Leiden, oder bloßen, möglichst raschen „Seligwerden" in einer andern Welt des Lebens Aufgabe suchen;

[1] Es ist das Einfachste, was es von solchen innern Lebensläufen aus moderner Zeit gibt, neben der kurzen Lebensbeschreibung des Pfarrers Ludwig von Davos-Frauenkirch, die Frau von Engelhardt unter dem Titel „Der Herr siehet" herausgegeben hat, und der Lebensbeschreibung der Dorothea Trudel in Männedorf, alle drei sehr überzeugend gerade durch die Schlichtheit der Darstellung. Es sind dies alles wahre Christen, wie sie sein sollen und können, gewesen, die nach unserem Dafürhalten nicht bloß den Beweis leisten, daß das Christentum in jedem Zeitalter noch Vertreter findet, sondern auch daß es in einer Periode gedeihlicher Entwicklung begriffen ist.

[2] Weitaus die meisten sind, jetzt wenigstens, im allerbesten Falle nur partielle „Wegebesserer" im Sinne von Jesaias LVIII, 12, denen erst ein eigentlicher „Raummacher" im größeren Stile folgen kann.

[3] So sind z. B. die Anweisungen der h. Theresia, um zur Vollkommenheit zu gelangen, in Kap. 11—13 viel zu mechanisch.

sondern wahres inneres Leben heißt vorderhand Handeln, Siegen und Überwinden durch die Kraft eines Glaubens und ein für sich und Andere fruchtbringendes Dasein auf dieser Welt führen.[1] Für die Weiterführung desselben brauchen wir nicht zu sorgen, das kommt von selbst, wenn der heutige Tag richtig benützt worden ist.

Ein ganz eigenes Gebiet für sich ist die eigentliche Mystik, in die ich Ihnen vorläufig nicht raten würde sich sehr zu vertiefen. An der Schwelle derselben stehen Sie, wenn Sie Taulers Predigten, oder aus neuerer Zeit die Berlenburger=Bibel, oder das Gnomon von Bengel, oder Stillings Heimweh, oder das Leben Blumhardts lesen.[2]

Wenn Sie weiter als soweit hineingehen, so kommen Sie in die Gefahr, Ihren völlig gesunden innern Wahrheitssinn zu verlieren, der Sie auch in religiösen Dingen

[1] Das sagt eigentlich das Evangelium schon möglichst klar und deutlich in dem Gleichnis von dem vergrabenen Talente. Ev. Matth. Kap. 25. Ebenso Jesaias I, 27.

[2] Über der Schwelle schon liegen: Jakob Böhme, Swedenborg, Oetinger und von da geht es dann rasch in ein gemischtes Gebiet, wo auch die subjektive Wahrheit der Schriftsteller schwer kontrolierbar ist. Ohne Zweifel gehört es zu einer höhern Bildung, diese geistigen Strömungen auch nicht ganz außer Acht gelassen zu haben, aber für junge Leute, für die der Vortrag gehalten wurde, gibt es überhaupt vorher noch manches Bessere und weniger Gefährliche. Das Wesen der Mystik bezeichnet ganz gut Lisco, „Die Heilslehre der Theologie, deutsch“ S. 158, oder die Gräfin Hahn in der Vorrede zum Leben der h. Theresia S. XXII. In diesem Sinne ist sie freilich eigentlich Alles, denn ein Glaube ohne alle solche innere Erfahrung ist ein schwaches und hinfälliges Ding.

stets leiten und vor den Ausschreitungen der Phantasie bewahren muß,[1] oder es geschieht, daß Sie umgekehrt in einer plötzlichen, ganz unberechenbaren Aufwallung desselben mehr, auch von dem wirklichen und wahren Christentum über Bord werfen, als zulässig ist, und mit dem heidnischen Kaiser Marc Aurel und vielen unserer gebildeten Zeitgenossen sprechen: „In allen Gedankendingen sei nur das Begreifliche unser Leitstern."

Das führt ebenfalls zu irrigen Konsequenzen. Denn ganz ohne allen Zweifel hat das Christentum selbst eine stark mystische Seite und ist keineswegs ganz nach den gewöhnlichen Vernunftgrundsätzen begreiflich und für Jedermann ohne weiteres erklärbar. Wer das je für sich verlangt hat, der kommt nach und nach von ihm ab und auf einen andern Weg.

Namentlich ist unsere menschliche Natur und Bestimmung, unser Verhältnis zu einem unsichtbaren Gott, sofern an einen solchen wirklich geglaubt werden will, und der notwendige innere Verkehr mit demselben etwas Unerklärbares, also Mystisches, und gibt es Partien menschlicher Lebens- und Leidensgeschichten, ja sogar der Worte und Thaten Christi, die der gemeine Menschenverstand und die darauf allein basierte Bildung stets als bedenklich, wenn nicht sogar als abergläubisch bezeichnen wird.[2] Aber

---

[1] Stilling hat dies sehr gut in seinem Roman „Theobald oder die Schwärmer" geschildert, aber selbst ein höchst gefährliches Beispiel in seiner „Theorie der Geisterkunde" gegeben.

[2] Vgl. Ev. Marci V, 9—13. Ev. Joh. XVI, 12. Luther sagt dazu in seiner Vorrede zum Römerbrief: „Hüte dich, daß du nicht

das Christentum wird auch nicht müde, darauf hinzuweisen, daß es überhaupt gar nicht Aufgabe der Menschen sei, von dem Baum der völligen Erkenntnis alles Guten und Bösen zu essen, sondern daß es ihnen genügen soll, in religiösen Dingen zunächst dasjenige zu lernen, was für ein richtiges Leben und Handeln notwendig ist.[1]

---

Wein trinkest, wenn du noch ein Säugling bist. Eine jegliche Lehre hat ihr Maß, Zeit und Alter."

[1] Zu den eigentlichen, im übrigen edlen, Schwärmern, die aber doch mit sehr großer Vorsicht zu lesen sind, da jede Schwärmerei etwas Ansteckendes besitzt, gehören besonders: Die sogenannte „Deutsche Theologie" von 1497, von unbekanntem Verfasser, zuerst 1516 von Luther und nachher noch oft neu herausgegeben; Jakob Böhme, ein Schuster aus Görlitz, geboren 1575 bei Görlitz, gestorben 1624, besonders „Aurora, oder die Morgenröte im Aufgang" 1612, seine erste Publikation. Der schwedische Bergrat Immanuel von Swedenborg, Lutheraner, geboren zu Stockholm 1688, gestorben zu London 1772, Stifter einer Sekte, die er als die „neue Kirche" bezeichnete, in der alle andern aufzugehen bestimmt seien. Es ist eine Verbindung von physikalischen und symbolischen Lehren, die er als göttliche Offenbarungen betrachtete. Am lesbarsten davon ist „Die wahre christliche Religion oder die Theologie der neuen Kirche." G. Arnold, geboren 1666 zu Annaberg in Sachsen, Superintendent zu Perleberg, gestorben 1714; „Geistliche Erfahrungslehre" 1714, „Die erste Liebe, d. i. wahre Abbildung der ersten Christen", 5. Auflage 1732, „Güldene Sendschreiben der alten Christen" 1723. Peter Poiret, geb. 1646 zu Metz, gest. 1719, ein Anhänger der Antoinette Bourignon. Sein Hauptwerk ist „L'oeconomie divine" 1687. J. W. Petersen, geb. zu Osnabrück 1649, Hofprediger zu Eutin und Superintendent in Lüneburg, gest. 1727. Sein Hauptwerk ist „Das Geheimnis der Wiederbringung aller Dinge" 1701. Jane Leade, geb. 1623, eine Schülerin Jakob Böhmes und ebenfalls Anhängerin der Lehre

Immerhin sind denjenigen, welche mehr zu wissen sehnlichst und aufrichtig verlangen, doch zwei Wege dazu geöffnet. Der eine heißt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen", Ev. Matth. V, 8. Die größere Reinheit der Gesinnung erweitert den Blick für das Übersinnliche, wie die größere Verderbtheit des Herzens das Verständnis für alles nicht bloß Natürliche

vom Tausendjährigen Reich und der Wiederbringung aller Dinge. „Offenbarung der Botschaft des ewigen Evangelii." Antoinette Bourignon, geb. 1616 zu Ryssel (Flandern), gest. 1680. Sie trat zur protestantischen Kirche über und behauptete im Besitz besonderer göttlicher Offenbarungen zu sein. Sie gehört auch speziell zu den Chiliasten in ihren zahlreichen Schriften, die in 19 Bänden in Amsterdam 1686 erschienen. Frau de la Mothe Guion, geb. 1648, gest. 1717. Das Beste ist ihre Selbstbiographie, deutsch 1826, und die Sammlung ihrer Briefe. Christian Dippel, geb. 1672 bei Darmstadt, gest. 1734 auf Schloß Wittgenstein. Er schrieb unter dem Pseudonym „Democritus", u. a. „Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Kreaturen." J. Pordage, ein englischer Prediger des siebzehnten Jahrhunderts, der schon beinahe zu der bedenklicheren Klasse der Mystiker gehört. „Göttliche und wahre Metaphysica" und „Theologia mystica." Gerhard Tersteegen, geb. 1697 zu Mörs, gest. 1769 zu Mülheim am Rhein, ein Leinwandweber, Angehöriger der reformierten Kirche. Sein bestes Werk ist das bereits citierte Leben heiliger Seelen. F. C. Oetinger, geboren in Göppingen 1702, gestorben in Murrhard 1782, Schüler Bengels. Das beste seiner Werke ist seine Selbstbiographie 1845. Joh. Michael Hahn, geb. 1758 bei Böblingen, gest. 1819, ein erleuchteter Bauersmann, Stifter einer „Gemeinschaft", die noch besteht. Ein Auszug aus seinen Schriften in zwei Bänden erschien 1857. Der neuere katholische Mystizismus findet seine größte poetische Vollendung in den Schriften von Clemens Brentano und den Gedichten der Annette von Droste.

und Alltägliche verschließt. Versuchen Sie das, wenn Sie Mut genug besitzen, um von dem Übersinnlichen mehr als das Nötige zu wissen.[1]

Der andere lautet: Luk. XI, 36. „Wenn dein Leib ganz licht ist, so, daß er kein Stück von Finsternis mehr besitzt, so wird er selbst hell sein und dich auch erleuchten wie ein heller Blitz."

Das Blitzartige, das unsere besten und tiefsten Gedanken stets haben, die uns oft plötzlich einen ganzen Überblick über ein sonst fest verschlossenes Gebiet des menschlichen Daseins gewähren, das aber oft ebenso rasch wieder ins Dunkel oder Halbdunkel versinkt, ist in diesem selbst etwas dunkeln und rätselhaften Worte sehr gut ausgedrückt. Es zeigt uns einen Weg, aber bloß wie ein Blitzstrahl.

Beide Worte aus dem Munde dessen, der am ehesten wissen konnte, was Wahrheit ist, und auch die Grenzen allein ganz genau zu beurteilen im stande war, welche die schwache menschliche Natur von dem vollen Erfassen derselben scheiden, geben, bei aller sonstigen Dunkelheit, doch ganz genügendes Licht wenigstens darüber, daß die Intelligenz in religiösen Dingen nicht als unabhängig von der Gesinnung und der Thatkraft gedacht werden kann, und daß es überhaupt keine wahre theologische Erkenntnis geben kann und jemals geben wird, die nicht auf dem Wege der Verbesserung, ja der völligen Umwandlung des

[1] Alles aber, was in dem Mystizismus, oder überhaupt in einer accentuierten Religiosität, diese Prüfung nicht völlig aushält, ist unbedingt zu meiden. Es ist bereits auf einem Abwege, oder kann wenigstens leicht dahin führen.

menschlichen Herzens, und der Beseitigung der übermächtigen Sinnlichkeit gesucht und erlangt wird. (Ev. Joh. Kap. III.)

Das ist wohl auch der ursprüngliche Sinn des Wortes „pectus facit theologum“ gewesen.

Damit ist nicht die unklare Gemütlichkeit gemeint, die oft in älteren und neueren geistlichen Schriften an die Stelle des Denkens treten will und Fernerstehenden stets einen falschen Begriff von dem Christentum beigebracht hat. Sondern dasselbe verträgt, ja erfordert das schärfste Denken und die höchste Geistesthätigkeit. Diese reicht aber selbst in den ausgezeichnetsten Menschen für die Lösung aller Lebensrätsel nicht aus, oder führt viel zu nahe an Abwegen und Abgründen vorbei, wenn nicht der menschliche Geist soweit geläutert werden kann, daß er einer beständigen nahen Berührung mit dem göttlichen Geiste fähig wird, welcher für alles Unreine oder bloß Sinnliche ein verzehrendes, für alles in aufrichtiger Reinigung Begriffene aber ein belebendes und aufhellendes Feuer ist.

Unter keinen Umständen muß man das Lesen erbaulicher Schriften jemals zu seiner Hauptthätigkeit machen[1] und noch viel weniger dergleichen ohne Ordnung und Reihenfolge massenweise lesen, oder etwa glauben, mit irgend einem Buche den Gipfel aller religiösen Erkenntnis erstiegen zu haben. Dieselbe ist unendlich, aber die Entwicklung des Menschen, vor allem die religiöse, hat stets

[1] Titus III, 8. 9. Der Verfasser dieses Vortrages hat auch stets nur seine oft sparsamen Mußestunden, vorzüglich die Sonntage, dazu verwendet, und wünschte keineswegs mehr davon zu kennen.

etwas Stufenartiges, so daß er leicht auf jeder erreichten Stufe am Ziel und bereits berufen zu sein meint, statt selbst weiter zu lernen, Andere zu belehren. Wäre es nicht so, so würde freilich Niemand am Anfange und mit dem dannzumaligen Wissen den Mut besitzen, den Weg des Lebens einzuschlagen. Um so mehr aber muß man sich auch in Acht nehmen, Anderen nicht willkürlich in ihren Entwicklungsgang einzugreifen und damit ihren und den eigenen Fortschritt zu gefährden.[1]

Soviel aber ist gewiß, daß die wirksamsten Evangelisten heutzutage Bücher sind. Wo dir ein solcher begegnet — und es wird dies bei jedem Menschen mehrere Male im Leben der Fall sein,[2] — weise ihn nicht ab, „nimm und lies", aber bedenke auch den Zweck und die Schranke alles solchen Lesens mit den Worten, welche Luther Christus in den Mund legt:

„Was ich gethan hab' und gelehrt, das sollst du thun und lehren,
Damit das Reich Gottes werde gemehrt, zu seinem Lob und Ehren.
Doch hüt' dich vor der Menschen G'satz,
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laß ich dir zuletzte."

[1] Das ist namentlich die Gefahr der aus England importierten „Sonntagsschulen", in denen oft selbst noch gänzlich unreife junge Leute andern das Evangelium verkünden sollen.

[2] Hiob XXXIII, 29. 30.



# Offene Geheimnisse der Redekunst.

Unter der Redekunst verstehen wir die Fähigkeit, unsere Gesinnungsweise oder unsere Ansicht über einen bestimmten Gegenstand durch geeignete Worte auch in Andern zu erwecken, gleichsam den Strom unserer Gedanken und Empfindungen in sie hinüberzuleiten. Es ergibt sich daraus, daß sie, neben der Feder, das wirksamste Mittel ist, durch das wir unseren Ideen Ausdruck und Verbreitung geben, mit unserer Persönlichkeit auf die Welt einwirken können. Namentlich ist sie in politisch lebendigen Gemeinwesen allezeit von großer praktischer Bedeutung, aber auch hier in ihren Hilfsmitteln und Hindernissen lange nicht so bekannt, als es sein sollte.[1]

Es ist zwar von seiten in der politischen Geschäftsführung bewanderter Personen mitunter die Parole ausgegeben worden: „Thaten, keine Reden!“ Genau besehen ist das aber doch nur ein Schlagwort, indem politische Thaten selten, am wenigsten bei der heutigen Regierungsweise, ohne vorherige Reden zu geschehen pflegen. Ja noch mehr, es liegt darin ein Widerspruch, denn dieses Wort

[1] Dieser Aufsatz, ursprünglich ein akademischer Vortrag, befindet sich in dem II. Bande des „politischen Jahrbuchs der schweizerischen Eidgenossenschaft“ von 1887 und wird auf Wunsch einiger Personen hier nochmals publiziert.

mußte zuerst ausgesprochen werden, damit diese That darauf folgen könne; es ist selbst nichts anderes als eine kleine, auf Wirkung wohlberechnete Rede. Demgemäß ist auch nicht wahr, was Faust behauptet; im Anfang ist niemals die That, sondern der individuellen und Völkerentwicklung entspricht es, daß zuerst das halbbewußte Gefühl, sodann der Gedanke besteht, hierauf das erklärende und befreiende Wort folgen muß und aus diesem erst die kräftige That entspringt.

Geheimnisse nennen wir die hier folgenden, vorwiegend auf eigener Erfahrung beruhenden Erörterungen deshalb, weil es doch sehr viele tüchtige Menschen gibt, denen das richtige Verständnis für den mündlichen, öffentlichen Vortrag entweder wirklich abgeht, oder die wenigstens glauben, sie seien nicht im stande, in einer größeren Versammlung Gedanken zu äußern, die ihnen ganz klar sind, wobei sie dann unter dem Drucke dieses vermeintlichen Mangels empfindlich leiden. Offene Geheimnisse aber sind es, weil es lauter einfache Regeln sind, die der gesunde Menschenverstand, ja bei vielen Menschen schon das unbewußte natürliche Taktgefühl mit sich bringt und von denen auch alsbald Jedermann überzeugt wird,[1] sobald sie nur einmal von Jemand ausgesprochen werden.

– – –

[1] Vorausgesetzt, daß er es wirklich werden will. Dies ist wesentlich zum Verständnis. Es gibt noch mehr solcher offenen Geheimnisse unter uns, die ganze soziale Frage gehört z. B. zu einem erheblichen Teile dazu. Übrigens wollen wir damit nicht bestreiten, daß es ein angebornes oder sogar ein ererbtes Talent zum Reden gibt. Aber auch ein solches Talent bedarf der Über-

Wir glauben demnach, daß der gute öffentliche Vortrag eine Kunst ist, die gelernt werden kann, nicht bloß eine angeborne Naturgabe, und daß, wenn auch die Naturanlage, wie bei jeder Geschicklichkeit, erleichternd oder erschwerend mitwirkt, es doch jedem nicht geradezu unbegabten Menschen möglich ist, wenn nicht ein besonders guter, so doch ein sehr brauchbarer Redner zu werden, wenn er nur die dazu absolut erforderlichen Voraussetzungen sich einmal klar macht und einige leicht zu vermeidende Unarten ablegen will.

Bei weitem die Hauptsache bei jeder Art von Rede ist die innere Überzeugung, die volle innere Einheit des Redners mit dem Worte, das er spricht.[1] Wo der Vortragende etwas sagt, das er selbst nicht glaubt, oder von etwas redet, das er nicht recht weiß, sondern sich nur etwa zum Zwecke dieses Vortrags augenblicklich und künstlich angeeignet hat, da fehlt ihm die eigene innere

legung und Zügelung, oft sogar noch mehr als eine geringere Begabung. Auch die entgegengesetzte Begabung der „schweren Zunge" ist thatsächlich vorhanden und häufig erblich. Die berühmtesten Beispiele hiefür sind Moses und Demosthenes, die dessenungeachtet in späteren Jahren durch die Tiefe ihres Gedankenreichtums, Willensstärke und Übung große Redner geworden sind. Der erste Punkt war aber der wesentlichste, ohne den die beiden andern wenig genützt haben würden.

[1] Das sagt uns schon Cicero in seiner Schrift „De oratore", die neben derjenigen von Quintilian „De institutione oratoria" das für unsere Verhältnisse Zweckmäßigste ist, was uns das Altertum über diesen Gegenstand an Belehrung hinterlassen hat. Auch

Angeregtheit und gleichzeitige geistige Sicherheit und Freiheit, die zusammen wesentlich den Redner ausmachen. Innere Wahrheit — Überzeugung des Redners — eigene Ergriffenheit desselben — ist das, was bei jeder Art von Reden den Eindruck hervorbringt und wofür selbst die ungelehrtesten der Zuhörer ein untrügliches Gefühl besitzen.[1] Daher ist die erste Regel für Redner die: Man soll nur das sagen, was man glaubt oder weiß, was man mithin ohne alle eigene innere Unsicherheit, die stets bemerkt wird, aussprechen kann.[2]

das wunderschöne Gespräch Dantes mit Forese (im 24. Gesang des Purgatorio) kommt zu diesem Schlusse:

„Ich seh', Ihr lasset nur die Liebe walten
Und Eure Feder folgt, wie sie gebeut.
Wir aber ließen sie nicht also schalten.
Wer, Beifall suchend, keck sich überbeut,
Gibt Schwulst, statt deß, was die Natur verliehen ...
Dem Hauch der Liebe lausch' ich sinnend,
Was sie mir vorspricht, nehm' ich wahr
Und schreib' es nach, nichts aus mir selbst ersinnend."

[1] Schon die Kinder, welche wahre Modelle für die Art und Weise sind, wie das Volk denkt und fühlt, wollen stets „wahre" Geschichten hören und nur der Erzähler befriedigt sie, der vollständig von seinem Gegenstand hingerissen und überzeugt zu sein scheint. Für Ironie haben sie meistens glücklicherweise gar kein Verständnis.

[2] Das wird man immer mit einer relativen Leichtigkeit aussprechen. Die Schwierigkeiten kommen erst da, wo das „Studierte" der Reden beginnt. Ein berühmter Dichter, Milton, sagt deshalb kurzweg, die echte Redekunst habe überhaupt keinen andern Ursprung als die ernste und herzliche Liebe zur Wahrheit. Auch der systematische Aufbau einer Rede ist daher niemals die Hauptsache. Bischof Sailer sagt darüber in der Vorrede zu seiner Ausgabe des

Nicht ungewöhnlich wird sich mit einer solchen vollständigen Überzeugung auch das Bedürfnis verbinden, dieselbe auszusprechen. Der Mensch ist ein von Natur geselliges Geschöpf, auf Verkehr mit Seinesgleichen und Austausch, nicht Verschluß seiner Gedanken und Gefühle angewiesen. — Was ihn innerlich recht bewegt, das muß er aussprechen und dieses Müssen ist es, was ihm am allereheſten über die bei allen gutgearteten Menschen vorhandene natürliche Schüchternheit hinweghilft.[1]

---

Thomas a Kempis: „Wer bloß aus seinem Kopfe und für andere Köpfe schreibt (wir sagen hier redet), nimmt solche Begriffe und verknüpft, reihet und kleidet sie so, daß er hoffen kann, dadurch in andern Köpfen Überzeugung hervorzubringen; wer aber aus dem Gefühl des Wahren für das Gefühl des Wahren schreibt, der greift in sein Herz und nimmt eine brennende Kohle heraus und wirft sie dem Leser in das Herz." Jedenfalls werden damit zwei grundverschiedene Arten der Mitteilung gekennzeichnet.

[1] Hinter angeblichem „Nicht reden können" steckt manchmal das „Keine rechten geistigen Interessen haben", oder nur solche, von denen man nicht reden darf. Die schweigsamsten Leute werden oft merkwürdig beredt, wenn etwa von neuen Steuern, oder von der Abschaffung gewisser Vorteile die Rede ist. Von irgend einem bedeutenden Gegenstand menschlicher Bestrebungen erfüllt sein, in irgend einer Armee des Fortschrittes Dienste nehmen, das ist das beste Mittel nicht allein, um ein zufriedener, sondern auch, um ein nicht allzu verschlossener Mensch zu sein. Daher sagt der Apostel Paulus: „Ich glaube, darum rede ich." Der Prediger Theremin nennt sogar (übrigens nicht ohne Vorgänger in dieser Sentenz) die wahre Beredsamkeit eine Tugend. Es ist dies zwar, wörtlich genommen, eine Übertreibung, aber es liegt darin ein wahrer Gedanke, nämlich: jeder Redner wird durch den Besitz derjenigen Tugend, die gewissermaßen zu seinem Metier gehört, erst ein guter Redner, der

Wer also nicht nötig hat öffentlich zu reden, durch Amt und Beruf, und auch keinen innern Drang dazu spürt, welcher auf der redlichen Überzeugung beruht, daß er etwas zu sagen habe, das einen gewissen Wert für die Umgebung besitzt, der hüte sich im ganzen vor öffentlichem Reden. Es würde ihn weit eher innerlich verderben als vorwärts bringen.[1]

Wer aber diesen innern Beruf hat, dem sehr häufig der äußere folgen wird, der hat die Hauptsache dessen, was zum Redner gehört, er bedarf bloß noch, einiger Überlegung zunächst, und sodann der Übung, um sich vollständig auszubilden. Mit solchen „prädestinierten" Rednern sprechen wir weiter.

Der Ausgangspunkt ist der: Bleibe natürlich, aber verbessere deine Natur da, wo sie es bedarf. Wolle also nicht im geringsten durch die Rede irgend etwas scheinen, was du nicht bist. Rede individuell, niemals mit Nachahmung irgend eines Andern, sondern stets im

---

Jurist durch Sinn für Gerechtigkeit, der Gelehrte durch Wahrhaftigkeit, der Geistliche durch Gottes- und Menschenliebe. Ein genußsüchtiger, geiziger, neidischer, eitler Pfarrer z. B. könnte nie ein echter Redner werden. — In diesem Sinne sagt Cicero, er habe sich nicht in den Rhetorenschulen, sondern in der philosophischen Schule der Akademie zum Redner ausgebildet: „fateor me oratorem non ex rhetorum officinis, sed ex academiae spatiis extitisse."

[1] Zwischen Reden und Sprechen ist eben ein großer Unterschied. Die Franzosen haben dafür ein beneidenswert kurz ausgeprägtes Wort: „Il y a des personnes qui parlent toujours et ne disent jamais rien."

vollsten Ausdruck der eigenen Persönlichkeit.[1] Auch alles sonstige Gesuchte soll vermieden werden, beispielsweise eine übermäßige Bescheidenheit (die überhaupt im Leben gewöhnlich das innere Gegenteil verrät) etwa in Ausdrücken wie: „das Unbedeutende, was ich vorzutragen habe", oder in der Versicherung „tiefgefühlten Dankes" am Schlusse „für die Geduld und Nachsicht, mit der man angehört worden sei", und dergleichen öfter vorkommende, unwahre Redensarten, die auch Niemand wirklich für Ernst ansieht.[2]

Eine besondere Marotte einiger Redner ist es, um jeden Preis unvorbereitet scheinen zu wollen, wo sie es nicht sind. Es ist keine Schande, vorbereitet zu sein, wenn auch, wie wir noch sehen werden, nicht immer zweckmäßig. Weshalb also den Zuhörer darüber täuschen wollen?[3]

[1] Nichts ist z. B. verfehlter, als wenn ein von Natur etwas trocken angelegter Verstandesmensch plötzlich pathetisch zu sprechen anfängt. Wo der Redner darauf bedacht ist, schön zu reden, — sagt ein Mystiker des vorigen Jahrhunderts — da bekommt der Zuhörer keinen andern Eindruck, als den, eine schöne Rede gehört zu haben.

[2] Ein klassisches Beispiel enthält der Eingang einer akademischen Antrittsrede der Berner Akademie aus dem Jahr 1809 mit folgenden Worten: „Wenn ich durch ein wahrhaft allzugroßes und unverdientes Zutrauen zu der Stelle eines Prorektors der Akademie berufen, mich kaum von der ersten magischen Überraschung einigermaßen sammle und mit schüchternem Blick mich in einer so ganz neuen, so ganz unerwarteten Stellung, die in jeder Hinsicht über mich und meine Kräfte ist, umzusehen anfange, bedarf es da wohl einer Versicherung, daß mir auf Augenblicke der Mut entsinkt, daß ich die ganze Kraft des Willens gegen mein eigenes banges Gefühl aufbieten muß?"

[3] Gewöhnlich fängt ein solcher Redner etwa mit den Worten

Manche Personen haben die üble Gewohnheit, vorzugsweise witzige Reden halten zu wollen, während sie doch von Natur nicht witzig sind. Der Witz ist gänzlich eine freie Gottesgabe. Wer sie nicht hat, soll sie nicht suchen und namentlich nicht etwa in bloßen Wortpointen suchen, in der Weise, wie sie besonders in der Umgegend der deutschen Reichshauptstadt gedeihen. Witze sind, wie das Sprichwort sagt, Blitze, man könnte auch mit Laboulaye sagen „einzelne Sonnenstrahlen", rasch und leicht im Augenblick aufleuchtende Gedanken. Wer dagegen, wie jener Professor, an den Rand des Kollegienheftes schreiben muß: „Hier pflege ich gewöhnlich einen Witz zu machen", der sollte es lieber bleiben lassen.

Ganz in die nämliche Kategorie wie der Witz gehört die Anekdote, namentlich die selbsterlebte. Sie hat, wenn sie zutreffend ist, einen Wert als Beweismittel für das Gesagte, das dem Zuhörer die Sache deutlicher macht; besteht aber eine Rede aus lauter solchen Geschichtchen, so hinterläßt sie leicht einen zu wenig ernsten Eindruck.

Ebensowenig paßt in den mündlichen Vortrag ein über-

---

an: „Unvorbereitet wie ich bin." Das ist fast immer nicht wahr. Einen ebenso peinlichen Eindruck macht das Manuskript im Hute, das man zuweilen, z. B. bei Leichenreden, sieht, aber nicht sehen sollte. Vollends naiv ist es, so zu verfahren, wie einst ein Landammann in Ilanz, der zuerst seine Wahl (welcher eine Antrittsrede zu folgen hat) mit dem größten Erstaunen aufnahm und mit den höchsten Versicherungen erklärte, an diese Ehre niemals im Traume gedacht zu haben, endlich aber, dem ungestümen Drängen seiner Mitbürger nachgebend, seine Antrittsrede aus der Tasche zog und ablas.

mäßiger gelehrter Apparat. Nichts ist langweiliger anzuhören als eine Reihe abgelesener Büchertitel, oder die Citation einer Menge würdiger Autoren, deren Verdienste den meisten der Zuhörer wahrscheinlich unbekannt sind.

Ein einem besondern Stande angehörender Fehler gegen die Natürlichkeit ist der sogenannte Kanzelton. Es ist dies jener eigentümliche Tonfall, wie er nur bei geistlichen Rednern vorzukommen pflegt. Der nämliche Pfarrer redet ganz anders schon in der Kinderlehre, vollends gar bei einem Toast, oder in einer Bürgerversammlung. Bedarf der geistliche Gegenstand der Rede wirklich eines andern Tons, als der geistige? Oder liegt darin nicht vielmehr die Aufforderung an den Zuhörer, den Pfarrer auf der Kanzel von dem Menschen im Leben zu unterscheiden und anzunehmen, er würde vielleicht ganz anders reden, sobald er seinen „natürlichen" Ton annehmen dürfte oder müßte.[1]

Die Herren Geistlichen stehen übrigens in diesem ihnen öfters begegnenden Verstoße gegen die Natürlichkeit keines-

---

[1] Das katholische Volk unterscheidet bekanntlich den Priester von dem Menschen und es gibt (namentlich im Luzerner Gebiet) eine Redensart: „Das heilige Amt in die Kirche gestellt", ist der Pfarrer im übrigen dies und jenes. Viele Protestanten denken genau so. Sie finden es sogar durchaus am Platze, wenn der Pfarrer auf der Kanzel mehr glaubt als im freundschaftlichen Gespräch. Der Ausdruck dieser Differenz ist der Kanzelton. Auch die geistliche Rede soll vollkommen natürlich und ohne alle andere Emphase sein als die, welche eine bei dem Redner vorhandene Begeisterung für den hohen und edlen Gegenstand der Rede mit sich bringt. Etwas thut übrigens in der That, wie Theremin entschuldigend bemerkt, die Kanzel selbst dazu, die in

wegs allein.[1] Er findet sich auch häufig in Grabreden, die von Weltleuten gehalten werden, wobei sie gröblich gegen die Wahrheit und innere Überzeugung reden. Ein solches bloß formales Totenopfer kann nie eine wirksame Rede sein.

Ebenso kommt dergleichen vor bei juristischen Kriminalverteidigungen, besonders vor den Geschwornengerichten, wo Anfänger in der Verteidigungskunst oft eine Rührung über die Schicksalsschläge ihres Klienten und eine tiefe Bekümmernis um das Los seiner Angehörigen an den Tag legen, die ihnen sonst im Leben nicht eigen ist.[2]

---

den meisten Fällen zu hoch und von dem Publikum zu weit entfernt ist, so daß der Redner in gar keinem rechten Kontakt mit demselben steht. Der gleiche Redner redet anders, wenn er sich auf ebener Erde befindet.

[1] Dieselben sind überhaupt nicht, wie aus ihrer mehrfachen Anführung geschlossen werden könnte, besonders große Sünder gegen die geheiligten Gesetze der Redekunst. Aber sie haben die ganz besondere Pflicht und auch die beste und beständige Gelegenheit, dieselbe zu üben, und thun ihrem Amte großen Eintrag, wenn sie dies aus Bequemlichkeit, oder aus Mangel an Aufmerksamkeit zu sehr vernachlässigen. Die Hauptsache ist für sie das später noch citierte Wort des h. Franziskus von Assisi: „Ein Prediger muß im stillen Gebet zuvor erwerben, was er nachher vorträgt. Bedauernswert sind die, welche ihre Arbeit um den Dunst eitlen Lobes verkaufen." Auch Prediger I, 18 enthält ein gutes Wort für sie.

[2] Man hat in England für diese Art von Beredsamkeit, die das steinerne Herz der Geschwornen mit Gewalt bezwingen soll, einen eigenen technischen Ausdruck, hergenommen von dem Sitze eines solchen Hauptschwurgerichtshofes in London; man nennt sie „Old-Bailey-Beredsamkeit." Sie ist mit großer Vorsicht anzuwenden, da ihr ein bereits eingewurzeltes Mißtrauen der Richter entgegensteht.

Die rechte Natürlichkeit in der Sprache hält stets die richtige Mitte zwischen dem Trivialen und dem gesucht Pathetischen. Denn einerseits erfordert es der Respekt, den der Redner vor dem Zuhörer haben muß, daß er ihn nicht mit bloßen Gemeinplätzen oder in einer trivialen Ausdrucksweise anrede, die immer ein Urteil über den Zuhörer enthält. Eine Rede wird um so besser sein, je höher der Redner von seinen Zuhörern denkt, und man darf in dieser Hinsicht im allgemeinen wohl sagen, er sollte sich eigentlich stets in den Gedanken hineinversetzen, zu der ganzen gebildeten Menschheit zu reden und immer das Beste geben, was er überhaupt hat.[1]

Dagegen ist andererseits heutzutage der vorzugsweise Geschmack am Pathos der Rede, der zu Anfang des Jahrhunderts und bei uns bis in die Dreißiger Jahre hinein vorherrschte, fast gänzlich abhanden gekommen. Die Redner der französischen Revolution, Vergniaud, Gensonné, Mirabeau, würden auf uns den Eindruck nicht mehr machen, den sie auf ihre Zeitgenossen hervorbrachten. Wir sind um ein Jahrhundert älter geworden und jetzt eher geneigt, das Urteil eines spätern Franzosen zu unterschreiben, welcher von ihnen sagt: „leur éloquence était théâtrale comme leur liberté.“[2]

[1] Schopenhauer sagt sehr richtig, wer nachläſſig schreibe, zeige, daß er selbst seinen Gedanken keinen Wert beilege. Das gilt auch vom Reden.

[2] Noch weniger würden wir an Burke Geschmack finden, der seine pathetischen Reden ablas und dabei gelegentlich einmal einen Dolch vor das Parlament schleuderte. — Es ist übrigens merkwürdig, daß diese Opposition gegen die theatralische Beredsamkeit

Mit der Forderung einer „edlen Natürlichkeit“ — so wollen wir uns also ausdrücken — hängen zusammen einige Dinge, die als üble Gewohnheiten zu bezeichnen sein werden, obwohl sie im Grunde lauter Verstöße gegen eine natürliche Redeweise und Betrachtungsweise der Dinge sind, die durch Überlegung beseitigt werden können. Zunächst die Gewohnheit, in zwei bestimmten, regelmäßig abwechselnden Tönen, einem höheren und einem tieferen, zu reden, oder die Sätze nach der Notwendigkeit des Atemholens einzuteilen, wodurch der eine, kurze Satz sehr langsam, der andere, zufällig etwas längere, sehr rasch gesprochen werden muß. — Ebenso ungehörig — weil unnatürlich — ist ein allzu lautes Beten auf der Kanzel, so, wie man sich in keinem Falle unterstehen würde einen irdischen Monarchen anzuschreien, oder umgekehrt ein trocken geschäftsmäßiger Amtston, eine Art von Verlesen der Gebete, so, wie eben auch eine ernsthaft gemeinte Bitte nicht vorgetragen zu werden pflegt.[1] — Völlig schweigen wollen

schon in der damaligen Zeit zuweilen ihren klassischen Ausdruck fand, sogar in Kreisen, bei denen man dies nicht voraussetzen würde. Das bekannteste Beispiel ist das Wort von Saint Just, das er seinem Kollegen Robespierre zuwarf, welcher der Hauptredner dieser theatralischen Gattung war und besonders gerne in pathetischem Tone von einem gewissen „Etre suprême“ seiner eigenen Erfindung zu reden pflegte: „Robespierre, avec ton Etre suprême. tu commences à m'embêter.“ — Die vorzugsweise pathetischen Redner kommen heute nur noch bei den romanischen Völkern vor, z. B. Castelar, Gambetta, Crispi, Nicotera, Tajani. In England dagegen wäre jetzt eine Redeweise wie diejenige Burkes ganz unmöglich.

[1] Beides macht daher auf den Zuhörer den Effekt der Un-

wir von den Gewohnheiten einzelner Prediger, von Zeit zu Zeit den Vortrag zu ihrer körperlichen Erholung abzubrechen, oder, was noch öfter vorkommt, ein Gebet oder einige Verslein mitten in die Rede hinein zu streuen, die offenbar nur den Wert einer Erholungspause haben.[1]

Auch über die naturgemäßen Stellungen und Bewegungen des Körpers und der Hände beim Vortrag ließe sich manches sagen, und bekanntlich legten die Alten darauf einen großen Wert, so daß dies Gegenstand sorgfältiger Trainierung war.[2]

Die kurze Essenz von allen Regeln, die es darüber gibt und geben kann, ist aber auch hier einfach die Forderung

wahrheit, und wenn derselbe von skeptischer Natur und zugleich in der Bibel etwas bewandert ist, so denkt er dabei an die spöttische Mahnung des Elias, „lauter zu rufen", I. Könige XVIII, 27. Das Beten ist eben seiner innern Natur nach nicht ein Opfer, mit dem man Gott etwas leistet, sondern eine Bitte, die bloß ein ganz natürliches Aussprechen erheischt.

[1] Ein solches Zwischengebet wird fast nie durch die Sache selbst motiviert sein. Die Anführung von Liederversen hingegen kann möglicherweise am Platze sein, wird aber übertrieben und ist als Gewohnheit keineswegs zu billigen. — Auch das Käppleinlüften der katholischen Geistlichen bei jedem Aussprechen geheiligter Namen gehört hieher. Die Ehrfurcht kommt, wie das Reich Gottes selber, „nicht mit äußerlichen Gebärden."

[2] Quintilian hat darüber eine lange Beschreibung, sogar über den Anzug, der „splendidus et virilis" sein soll; die rechte Hand soll in der Regel allein bewegt werden u. dgl. mehr. — Unnatürlichkeit, oder gar etwas Komisches in der äußern Haltung kann den Effekt der Rede sehr schmälern. So erinnern wir uns eines sehr guten Anwaltes, der es namentlich mit ländlichen Gerichten dadurch verdarb, daß er im Eifer nicht immer hinter seinem Pulte blieb,

anständiger Natürlichkeit; das künstliche Einlernen von Haltung und Stellung wird selten gelingen.

Eine undeutliche Aussprache hingegen läßt sich verbessern und muß korrigiert werden. Am besten geschieht dies durch öfteres lautes Lesen guter Schriften.[1] In dieser Hinsicht bloß, was die Deutlichkeit der Aussprache betrifft, kann das Theater als Schule für den Redner gelten. Sonst aber fehlt den meisten Schauspielern gerade die ruhige Natürlichkeit, die sich mit dem Bewußtsein, eine Rolle zu spielen, und mit der vorwiegend auf Beifall gerichteten Aktion nicht verträgt.

sondern hervortrat, die Beine kreuzweis stellte und mit den Daumen in die Armlöcher der Weste fuhr. Das wurde alles als „Affektiertheit" betrachtet, während es bloß Gewohnheit war. — Ebenso hielt ein z. B. berühmter Sprachforscher als antretender Landammann des Oberengadins eine Rede, worin er bei dem effektvollen Schlußpassus: „Gebt Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlage einer freien Seele", auf der Rednerbühne die Arme derart gewaltig auseinanderschlug, daß das Volk unten vorsichtig in zwei Haufen auseinanderwich, um diesem bevorstehenden Ereignis mit mehr Beruhigung entgegensehen zu können. Darüber ging die Wirkung der Rede natürlich ganz verloren.

[1] Das sollte z. B. in den Berner Schulen länger getrieben werden; dann würde man nicht mehr die eigentümliche dumpfe Aussprache des „l" hören, die in den untern Volksklassen fast zu einem Naturfehler geworden ist. Und wahrscheinlich würde auch allmählig der Dialekt aus der Gerichts- und parlamentarischen Sprache verschwinden, der stets das geistige Niveau einer Rede herunterdrückt.

Viele dieser Unarten haben ihren gemeinschaftlichen Ursprung in der Befangenheit des Redners, in dem „Sich genieren", das für manche Personen überhaupt das wesentlichste Hindernis des sich Aussprechens bildet. Wir wollen nicht leugnen, daß dies ein wirkliches Hindernis ist, das je nach der Natur der einzelnen Menschen sich zuweilen zu einem schwer überwindlichen steigern kann. Unüberwindlich aber ist es in keinem Falle, und es sind das sogar nicht immer die besten Redner, die es am schnellsten und leichtesten überwinden. Wir finden im Gegenteil oft Leute, die schon in den Schulen eine völlige Unbefangenheit bei dem öffentlichen Vortrag zeigen. Nach gewöhnlicher Erfahrung werden daraus selten gründliche Menschen und gute Redner. Denn die Natur hat vor alles Große den Schweiß, die Anstrengung gesetzt und dem ohne Anstrengung Erworbenen die rechte Reife versagt. Es ist auch ein instinktives Gefühl eines Jeden, daß man einem jugendlichen allzudreisten Redner gegenüber eher kühl sich verhält, während eine gewisse, nicht absolut hinderliche Befangenheit, als ein Zeichen der Bescheidenheit, leicht das Wohlwollen des Zuhörers erweckt.[1]

Das allmähliche Überwinden der Befangenheit geschieht teils durch Übung, Gewöhnung an das anfangs Ungewohnte,

---

[1] Hamilton in seiner „Parlamentarischen Logik, Taktik und Rhetorik" rät daher sogar an, eine solche Befangenheit bei dem Beginn einer Rede zu fingieren. Psychologisch noch richtiger ist das ausgesprochene Bedauern eines praktischen Kenners darüber, „daß heutzutage so wenige junge Theologen in ihrer Probepredigt stecken bleiben."

teils auch durch vernünftige Reflexion. Eine solche wandte bekanntlich schon Sokrates gegenüber seinem talentvollsten Schüler Alkibiades an, der ihm diese seine Scheu vor dem öffentlichen Reden klagte, womit damals ein völliger Ausschluß von allen Staatsgeschäften verbunden war. Sokrates fragte ihn, ob er sich geniere, mit einem Schuster zu reden. „Nein!“ war die Antwort. — Aber vielleicht mit einem Schneider? — „Auch das nicht.“ — Oder mit einem sonstigen Gewerbetreibenden? — „Nicht im geringsten.“ — Nun, dann solle er sich immer denken, die gesamte Zuhörerschaft bestehe aus lauter solchen einzelnen Leuten. Sokrates hätte vielleicht beifügen können: und er solle sich direkt angewöhnen, das Wort an einen bestimmten seiner Zuhörer zu richten. Auf solchen Reflexionen beruhen die wesentlichsten Hilfsmittel gegen die Befangenheit.

Das hauptsächlichste derselben ist jedoch diejenige Geistesrichtung, von der überhaupt das Gelingen unserer Thaten in der Welt zumeist abhängt, wornach man nicht für sich, zu eigenem Nutzen, namentlich nicht zu eigener Ehre und Selbsterhöhung redet, sondern immer nur für Andere, um der Sache willen, sogar mit möglichster Vermeidung jedes Nebengedankens an die eigene Person. Denn die Befangenheit stammt zum größten Teile aus dem Gedanken: „Wie werde ich's machen? werde ich gut reden, nicht stecken bleiben, bei Niemand anstoßen, Jedermann befriedigen?“ Es sind die Nebengedanken, die beständigen Selbstbetrachtungen, die unsicher machen, die Doppelreflexion in der Rede, mit der Jemand nicht einmal

ein guter Schauspieler, geschweige denn ein rechter Redner wird.[1]

Sowie der Mensch im Leben gar nicht an sich selbst denkt, fühlt er sich sofort kräftiger, unbefangener und unabhängiger der Welt gegenüber. Aber die liebe Eitelkeit, der Wunsch, bewundert zu werden, der bei den Rednern zuweilen vorkommt, steht da eben ein wenig im Wege. Das ist ja überhaupt der lästigste aller unserer kleinen Tyrannen und Feinde der menschlichen Entwicklung.[2]

Man kann aber der Befangenheit auch äußerlich ein wenig zu Hilfe kommen.

Eine solche natürliche Hilfe ist zunächst eine mäßige (nicht absolute) Kurzsichtigkeit. — Sieht man Nie-

[1] Montaigne vergleicht sehr gut diesen gespannten Zustand der Seele mit einer Flasche, deren Inhalt sich auch nur mit einem unangenehmen Gurgeln entringt, sofern man sie zu eifrig leeren will.

[2] Hier sollte man eigentlich ein Kapitel beifügen „über die geeignetsten Mittel, um der menschlichen Eitelkeit zu entrinnen", das aber von unserem Thema zu weit abführen möchte. Eine praktische Andeutung allein mag vielleicht gestattet sein, die sich am besten in das Wort des Thomas von Kempen kleidet: „Der Welt Ruhm hat immer Leid im Gefolge." Das ist wahrer, als man anfangs glaubt, und wird durch tausend Erfahrungen aller irgendwie hervorragenden Menschen bestätigt.

Die Befangenheit des Redners verrät sich teils durch heftige, unwillkürliche Bewegungen, teils durch zu rasche und zu laute Diktion im Beginn der Rede. Er fühlt selbst diesen Mangel und wird dadurch noch mehr verwirrt. Eine ruhige Fassung „zur Sache", ein Abweisen aller Nebengedanken, manchmal auch ein freundschaftliches Gespräch unmittelbar vor Beginn der Rede sind dienlich, um diese Übelstände zu vermeiden.

manden, nur eine dunkle Masse vor sich, so spricht man leicht zu gleichgültig und zu mechanisch, ohne rechtes Interesse und ohne das belebende Gefühl, verstanden zu werden, wovon später die Rede sein wird. Sieht man dagegen deutlich sehr viele Gesichter, so wirkt dies durch die unvermeidliche Bewegung und Verschiedenheit derselben leicht zerstreuend. Der günstigste Fall für den Redner, den er, soweit möglich, auch künstlich herbeiführen muß, ist daher der, wenn er die erste Reihe seiner Zuhörer deutlich sieht und das Wort in Gedanken an dieselbe richtet. Bei öfter sich wiederholenden Reden, z. B. akademischen Vorlesungen, ist es daher bekanntermaßen sehr angenehm, wenn die Zuhörer nicht zu entfernt und wenn immer die nämlichen auf der ersten Bank sitzen; an diese gewöhnt sich das Auge, sie werden dem Redner allmählig familiär und erleichtern ihm sehr die Aufgabe. Bei Gelegenheitsreden kann das natürlich nicht immer eingerichtet werden, doch sorgt man in England z. B. dafür, daß die nächsten Freunde des Redners mit ihm auf der nämlichen Plattform erscheinen, so daß er ein sympathisches Publikum unmittelbar um sich hat. — Für einen jungen Redner, z. B. einen Pfarrer, der seine erste Predigt, oder einen Juristen, der sein erstes Plaidoyer hält, ist es sehr vorteilhaft, wenn er in der ersten Reihe seiner Zuhörer nicht zu viel unbekannte und vielleicht gleichgültige, noch weniger aber bekannte und kritisch gestimmte[1] Leute sieht, sondern solche, mit denen

[1] Dazu gehören mitunter die jungen Kollegen. Kollegenschaft ist überhaupt meistens eher zur Kritik geneigt. — In Graubünden bestand früher die Sitte, daß auch bei Civilprozessen eine zahlreiche

er gerne und unbefangen über den nämlichen Gegenstand reden würde und deren lebhaftes Interesse an ihm und an der Sache er voraussetzen darf. Dagegen kann selbst ein geübter Redner durch Leute aus dem Konzept gebracht werden, die ihn etwa verächtlich fixieren, oder mit großen Fernröhren beschauen, oder etwa gar gähnen, oder mit einander sprechen.[1] Damit der Redner sich möglichst „à son aise“ fühle, muß ihm auch, wenn thunlich, das Lokal und die Situation bekannt sein, in der er zu sprechen hat. Bei größeren Reden ist dies schon deshalb notwendig, weil man z. B. in manchen Kirchen gegen gewisse Wände oder Säulen sprechen muß, damit der Ton nicht zu sehr verhalle und der Redner unnötig und vorzeitig sich ermüde. Aber auch abgesehen davon, wird ein Redner leicht, im Anfang wenigstens, etwas befangen, wenn ihm das Lokal

---

„Part“ auf jeder Seite aufzog, die mitunter aus Verwandten und Freunden, oft aber auch aus dazu eigens erbetenen, quasi gemieteten Leuten bestand. Diese mußten den Anwalt des Prozeßführenden vor Gericht begleiten und Stimmung machen, indem sie jedes seiner Worte mit verständnisvollem Nicken und andern Beifallszeichen aufnahmen, dagegen bei der Rede des Gegners den Eindruck derselben auf das Publikum und die Richter durch Kopfschütteln, Erheben der Hände, selbst ostentatives Verlassen des Saales, als ob man derlei Unsinn nicht länger anzuhören vermöchte, möglichst abzuschwächen suchten. — Nach der Belehrung seitens eines geehrten Kollegen kamen diese Leute schon in der römischen Republik unter dem Namen „advocati“ (Beigezogene) vor.

[1] Das ist ein Kunstgriff, den gegnerische Advokaten und Parteien mitunter anwenden, und es ist daher jungen Anwälten nie zu raten, daß sie gegen den Gegner gewendet sprechen, außer etwa momentan bei persönlichen Apostrophen.

ganz neu, der Standpunkt zu niedrig oder zu hoch, das Licht zu grell oder zu schwach ist, oder wenn er die Notwendigkeit, leiser oder lauter zu sprechen, erst im Laufe der Rede erfahren muß und anfänglich nicht verstanden wird.[1]

Das sind gewissermaßen die negativen Hilfsmittel gegen die Befangenheit. Es gibt aber auch noch ein sehr großes positives, ein aufmerksames und wohlwollend gestimmtes Publikum. Das belebt jeden Redner und nimmt ihm die anfänglich vielleicht vorhandene Schüchternheit. Daher besteht die Hauptaufgabe des Redners, der sich bei seiner Arbeit wohl fühlen will, darin, sein Publikum bald aufmerksam und wohlwollend zu stimmen und sodann beständig in dieser Stimmung zu erhalten.

Dazu gibt es verschiedene Mittel, abgesehen von dem Gegenstand der Rede, der natürlich, wo es geschehen kann, richtig für die gegebene Zuhörerschaft zu wählen ist. Der Hauptgesichtspunkt ist sehr einfach: Vermeide, langweilig zu werden. „Tous les genres“ — sagt ein berühmter Schriftsteller vom Stil — „sont bons, hors le genre ennuyeux.“ In, wenn möglich, noch höherem Grade gilt dies von dem mündlichen Vortrage. Näher ausgeführt heißt es: Man muß suchen, den Zuhörer selbstthätig zu machen und zu erhalten. Er muß nicht passiv hören, sondern fortdauernd mit eigenen

[1] Auch die Zahl der anwesenden Zuhörer ist nicht gleichgültig. Vor einem größern Publikum spricht man leichter stehend als sitzend, vor einem kleineren umgekehrt. Der ganze Ton einer Rede ändert sich notwendig, je nachdem 20, oder 100, oder 500 Menschen zuhören.

Gedanken der Rede folgen; entweder also bei sich sagen: „Richtig, das ist so, das habe ich auch schon so gedacht", oder: „Wahr, möglich; das will ich mir für künftig merken", oder er mag auch opponieren, nur sich beteiligen. Der Zuhörer ist ja gleichsam das Instrument, auf dem der Redner spielt, und je zweckentsprechender das Instrument ist, desto besser kann die Rede werden. — Der höchste Erfolg eines Redners ist es, wenn diese Selbstthätigkeit des Hörers den Grad erreicht, bei dem er sich selbst vergißt, um zuletzt in gehobener Stimmung, leuchtenden Blickes, davon zu gehen, weil er seinen eigenen bessern Menschen gefunden hat.[1]

---

Soll man sich nun auf jede Rede sorgfältig vorbereiten oder nicht, und eventuell wie?

Eine völlig unvorbereitete Rede wird, wenigstens wenn sie einen bedeutenden Gegenstand behandelt und eine längere Zeitdauer in Anspruch nimmt, in der Regel einige Mängel aufweisen. — Es fehlt ihr namentlich fast immer an einer gewissen logischen Folgerichtigkeit und an dem richtigen Verhältnis der einzelnen Teile zu einander und zum Gegenstande selbst. Eine zu sorgfältig vorbereitete hingegen wirkt leicht erkältend. Man glaubt eben nicht an die

[1] Daher sagt Xenophon, daß selbst Menschen, die jeden Zwang verabscheuen, dennoch dem Redner mit Vergnügen folgen, der sie durch Ideen lenke, denn „wer sich gezwungen fühlt, der haßt, als sei ihm ein Gut entwendet, wer aber überredet ist, der liebt, als habe man ihm eine Wohlthat erzeigt."

Gefühle des Redners, die er schon so lange zum voraus gehabt und inzwischen wieder kalt gestellt hat. Selbst von den Reden des Demosthenes wurde gesagt, sie „riechen nach der Lampe.“ Vollends gar eine auswendig gelernte Rede ist stets ein galvanisierter Leichnam und es gelingt niemals, das ganz zu verbergen oder gutzumachen. Der Ton kommt aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen; der Vortrag ist in der Regel zu rasch; jedes Absetzen oder gar Stocken hat sofort eine beängstigende Wirkung auf den Redner und auf den Zuhörer. Namentlich aber wird das Auswendiggelernte der Rede bemerkt, wenn der Redner sich korrigiert, ein vielleicht ganz gutes Wort, das ihm momentan auf die Zunge gekommen ist, durch ein anderes ersetzt, aus Furcht, sonst den Faden zu verlieren. Die auswendig gelernte Rede ist eben etwas dem Redner selbst Fremdes. Das ist nicht er selbst mit seinen heutigen Gedanken und Gefühlen, der da eben spricht, sondern das ist der Geist eines Andern, eines Buches oder wenigstens einer vergangenen Stunde, der aus ihm sprechen soll. Das fühlt der Redner selbst am meisten, er befindet sich in einem beständigen Zwiespalt mit sich selber, den er in der Regel nicht mit raschem Entschlusse in freierer Rede zu überwinden wagt. Man kann den Geist eben nicht so aufspeichern, wie den Ton und die Elektrizität; diese Maschine ist einstweilen noch nicht erfunden.

Die beste Vorbereitung ist ein sorgfältiges Überlegen des Gegenstandes. Wenn nun Jemand, wie dies oft der Fall ist, seine Gedanken klarer zusammenfassen kann, indem er sie niederschreibt, so mag das immerhin

geschehen. Es ist jedenfalls dazu dienlich, um Wiederholungen und Ausschreitungen der Phantasie zu hindern. Immer aber muß für den Moment ein sehr bedeutender Spielraum offen gelassen werden und man soll sich nie sklavisch an das Geschriebene binden.[1]

Ein ebenso großer Fehler wie das förmliche Auswendiglernen ist das damit zusammenhängende Angeben der Disposition. Besonders Geistliche haben mitunter die Gewohnheit, ihre Predigten in drei Teile zu ordnen und diese zum voraus namhaft zu machen. Wenn dann, wie dies merkwürdigerweise stets der Fall zu sein pflegt, der erste Teil der längste ist, so kann es kaum fehlen, daß der Zuhörer nach Ablauf desselben auf die Uhr sieht und die Aufmerksamkeit verliert. Das muß der Zuhörer spüren, daß Logik und Disposition in der Sache ist.

Dadurch kommen wir auf den letzten allgemeinen Punkt: Reden Sie nicht zu lang, nicht zu früh und nicht zu oft.

In Bezug auf die Zeitdauer sind allerdings die verschiedenen Arten von Reden nicht mit dem gleichen Maßstabe zu bemessen. Wo es zulässig ist, sich zu beschränken,

[1] Von Napoleon III. wird erzählt, daß er Dinge, die er behalten wollte, auf einen Zettel schrieb und diesen dann zerriß. — Ein Jesuit des siebzehnten Jahrhunderts schrieb seine Reden, die er französisch halten wollte, vorher in lateinischer Sprache nieder. — Laboulaye erzählt von Louis Philippe, derselbe habe oft lange Anreden von Deputationen unpräpariert beantworten müssen; in solchen Fällen habe er dann bei jedem Argument des Redners einen Finger der Hand geschlossen und damit die Hauptpunkte sich merken und beantworten können.

ist eine Stunde, oder wenig mehr, die richtige Dauer, um den normalen Zuhörer nicht zu ermüden. — Wie ist es aber möglich, größere Gegenstände in diesem Zeitmaß ohne Oberflächlichkeit zu erörtern? Das läßt sich zunächst dadurch erreichen, daß man in solchen Fällen rasch und fließend spricht, ferner nichts wiederholt und nichts Unnötiges sagt, endlich dadurch, daß an der Einleitung und dem Schlusse möglichst gespart und alle Zeit auf den Hauptteil verwendet wird. Namentlich die Einleitung ist fast immer bei größeren Reden zu lang. Das „Warum" und die beste Art, es zu vermeiden, wird später gezeigt werden. Daher muß jeder Vortrag, der überhaupt vorher aufgeschrieben wird, noch einmal mit der bestimmten Absicht durchgesehen werden, jede Wiederholung und jedes unnütze Wort, und wäre es auch ein bloßes Adjektiv, zu streichen. Damit kann man fast jede Rede um den vierten Teil ihrer ursprünglichen Länge reduzieren, ohne daß der Zuhörer etwas dabei verliert.[1]

[1] Wahre Schwärmer für die Kürze der Rede waren bekanntlich die Spartaner, die bereits ihre Knaben in dieser Kunst erzogen und nicht ganz ohne Grund behaupteten, Lang- und Vielreden sei ein Zeichen mangelnder Charakterfestigkeit. Beispiele von solchen „Lakonismen" sind aus den alten Schriftstellern zur Genüge bekannt. Als das schönste mag vielleicht folgendes gelten: Die Bewohner einer von den Lakedämoniern abhängigen Landschaft schickten einen Abgeordneten nach Sparta, um in einer Hungersnot um Getreide zu bitten. Als derselbe seine längere und bewegliche Rede beendet hatte, entließen ihn die Ephoren mit den trockenen Worten, sie hätten den Anfang der Rede vergessen und daher das Ende nicht verstanden. Bald darauf kam ein zweiter Bote; dieser brachte einen

Nicht zu früh im Leben soll man zu reden beginnen. Alle frühreifen Redner haben den gleichen Typus einer etwas geschraubten, auf Stelzen gehenden Begeisterung, die den Mangel eigener gereifter Überzeugungen ersetzen muß. Wer nun das sehr häufig betreibt, bei dem bleibt dieser Mangel oft lebenslang haften.[1]

---

leeren Sack mit, kehrte ihn vor Aller Augen um und sprach: „Er ist leer, thut etwas hinein!" Dieser erhielt nun Getreide, aber nicht ohne die Bemerkung: „Er hätte sich kürzer fassen können; daß der Sack leer sei, habe man gesehen, und daß er seine Füllung begehre, sei selbstverständlich; ein anderes Mal möge er sich vor Weitschweifigkeit hüten." — Ein anderes berühmtes Beispiel von Lakonismus aus moderner Zeit ist die Kollektenpredigt von Swift. Der Text der Predigt ist: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn." Die Predigt sagt: „Wenn euch nun, geliebte Zuhörer, dieser Schuldner genügt, dann bringet rasch euer Geld her."

[1] Manche ständige Vereins- und Festredner sind Beispiele hiefür. Carlyle sagt geradezu: „The practice of public speaking is detrimental to the spiritual life." Dieses bedarf nach seiner Meinung längere Zeit hindurch eines gewissen Schutzes vor der Öffentlichkeit. — Junge Leute sollten stets das Dichterwort vor Augen haben: „Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken, stell' deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer — der du bist." Das aber — das ist auch der Trost dabei — bleibst du sicher und das kann dir keinerlei zeitweise Nichtanerkennung rauben. Übrigens gibt es viel mehr, wenigstens stillschweigende, Anerkennung in der Welt, als man gewöhnlich annimmt, und das Publikum ist klüger, als manche Leute von ihm denken. Es beurteilt die öffentlichen Personen fast immer richtig, sobald es seine wirkliche, und nicht etwa bloß seine Partei- oder Koteriemeinung ausspricht. Nur ziemt es allerdings einem echten und gerechten Republikaner nicht, viel Lob auszuteilen. Es gibt daher

Endlich nicht zu oft. Leute, die man jeden Augenblick hört, werden, selbst wenn sie gut reden, langweilig, und es würde, um sich darin eine sichere Kontrole aufzuerlegen, ein zweckmäßiger Grundsatz für Jeden sein, überhaupt niemals zu reden, wenn nicht eine berufsmäßige oder sonstige Verpflichtung dazu vorhanden ist. Die Leichtigkeit, mit der sie sich in der Rede bewegen, verführt sehr viele Leute dazu, bei jeder Gelegenheit das Wort zu ergreifen,[1] und die Gelegenheiten sind nicht selten. Ein gewisser Beifall kann ihnen dabei auch nicht fehlen; wenn sie aber klug wären, so würden sie den stillen Beifall vorziehen, der ihnen noch weit öfter dafür gezollt wird, daß sie nicht geredet haben. Namentlich nach einer Anzahl von vorausgegangenen Reden noch das Wort zu ergreifen, kann nur dann zweckmäßig sein, wenn der ganze Geist und Ton einer Versammlung einer Modifikation bedarf.

Damit würde die Rede auch wieder wirksam werden, während sie jetzt nur noch als eine lästige, aber unvermeidliche Zuthat zu feierlichen Akten aller Art betrachtet wird, die man oft gerne umgehen möchte, wenn sich irgend etwas Anderes schicklich an ihre Stelle setzen ließe.

Das ist die natürliche Folge des vielfachen Miß-

---

ungemein viele Leute in den Republiken, die ihre gute Meinung über den Nebenmenschen mit einer Sorgfalt verschweigen, welche sie im entgegengesetzten Falle nicht anwenden.

[1] Das ist namentlich in parlamentarischen Körpern der Fall. Der Fehler ist dort der, daß man vielfach überhaupt nicht nur für die Versammlung redet.

brauchs einer großen und edeln Gottesgabe, die nicht ungestraft bleibt.

In Bezug auf die Anordnung einer Rede ist zunächst bei weitem die Hauptsache die, nicht zu viel und namentlich nicht alles sagen zu wollen, was sich über einen Gegenstand allfällig etwa sagen läßt. Vollständigkeit ist nie das erste Erfordernis eines mündlichen Vortrags, sondern Richtigkeit und Verständlichkeit des Gesagten. Die völlige Erschöpfung einer Sache wirkt in der Regel zwar erschöpfend — aber auf den Zuhörer.[1]

Das Zweite ist eine natürliche Anordnung, so wie sie beim Reden ungesucht sich ergibt. Die spezielle Verteilung des Stoffes folgt somit dem Gesichtspunkte, daß Prämissen voranzugehen und Konklusionen zu folgen haben, so daß jeder folgende Teil von dem vorangehenden vorbereitet ist und daraus natürlich hervorgeht.[2] Es ist mit-

[1] Voltaire sagt diesfalls: „Le secret d'être ennuyeux est de tout dire." — Auch Luther hat darüber ein gutes Wort: „Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und das verrichten, das er vorhat, auf daß man dasselbe wohl verstehe. Das ist ein närrischer Prediger, der da meint, er wolle alles sagen, was ihm einfällt." — „Superflua non nocent" ist also für die Redner ein unrichtiges Sprichwort. — Quintilian beschäftigt sich weitläufig mit dem Fall, wenn man etwas Wichtiges vergessen oder aus Versehen am rechten Orte ausgelassen hätte; das — sagt er — soll man auf schickliche Weise einfügen, etwa mit den Worten: „Paene excidit mihi", „recte admones", also ungefähr: „Beinahe hätte ich vergessen anzuführen", oder: „Sie fragen aber vielleicht noch", so daß es nicht als ein Mangel an Aufmerksamkeit erscheine.

[2] Daher ist es gefährlich, eine Rede in verschiedenen Zeiten

unter sogar eine wirksame rhetorische Form, die Schlußkonklusion gar nicht auszusprechen, sondern dem Hörer zu überlassen, höchstens etwa sie in Frageform anzudeuten.[1] Eine noch feinere Redeform ist die, scheinbar zu einer entgegengesetzten Konklusion als der logisch notwendigen zu kommen, um dadurch den Hörer zum energischen Widerspruch zu entflammen. Die Rede des Antonius an der Leiche Cäsars bei Shakespeare ist ein solches Beispiel.

Die **Klarheit** in der Darstellung wird dadurch wesentlich erhöht, daß immer nur Ein Gedanke, ohne Zwischensätze, in einem Satze ausgesprochen wird.[2] In Bezug auf die Form der Rede soll man sich aber bei der ersten Überlegung sehr hüten, dieselbe schon zu sehr ins Einzelne hinein feststellen und rednerisch ausschmücken zu wollen. Das muß gänzlich einer späteren Überarbeitung oder dem Augenblick des mündlichen Vortrags überlassen bleiben.[3]

und Absätzen niederzuschreiben. Sie verliert dadurch leicht diese Natürlichkeit der Folge ihrer einzelnen Teile.

[1] z. B. wir wollten in einer Rede darstellen, daß die jetzige Militärverfassung der Eidgenossenschaft ungenügend sei und einer Veränderung bedürfe, so könnten wir die Gründe dafür ganz sachlich darstellen und am Schlusse bloß die Frage anfügen: „Glauben Sie nun demnach, daß mit diesen jetzigen Einrichtungen die Neutralität wirksam aufrecht gehalten werden könne?“ Der Zuhörer wird, wenn er überzeugt worden ist, bei sich mit „Nein!“ antworten und dadurch noch kräftiger bewogen werden, das zu ändern. Er wird eben selbstthätig gemacht.

[2] Bei schriftlicher Darstellung entsteht dadurch leicht ein etwas zerhackter Stil, wie er jetzt zwar sehr modern ist. In der Rede ist dies weniger auffallend und sind Zwischensätze immer schädlich.

[3] „L'orateur sait ce qu'il va dire, il ne sait pas comment il le dira.“ (Coquérel.)

Vieles, was weniger wichtig ist, muß in dem Vortrag mit einem etwas andern Ton ausgesprochen werden, ähnlich wie man in der schriftlichen Darstellung Geringwertiges in die Anmerkungen zu verweisen pflegt. Eine solche Abwechslung im Ton hat für den Zuhörer etwas Erleichterndes. Daher sind Prediger oft ermüdend, weil sie alles in der gleichen gehobenen Tonart vortragen. Sie werden dadurch eben leichter „monoton", als andere Redner.

Ein kleiner Kunstgriff ist der, nicht zu viele Adjektiva anzuwenden. „L'adjectif est l'ennemi du substantif", ganz besonders in der Rede.[1]

[1] z. B. wenn ich sage: „das war ein Mann", so ist das mehr, als wenn ich sagte: „das war ein bedeutender, oder ein ausgezeichneter Mann." Oder: „Ein Koloß" ist mehr als „ein gewaltiger Koloß." Vollends die Häufung schadet; z. B. „das ist eine brave Frau" klingt kräftiger als: „das ist eine sehr brave, würdige und wackere Frau." Goethe namentlich ist ein Künstler des richtigen Adjektivs. Ebenso nachteilig sind unnötige Erläuterungen oder Umschreibungen des schon Gesagten, am schlimmsten falsche Bilder, wie das von einem Redner des deutschen Reichstags gebrauchte „den Strom der Zeit an der Stirnlocke fassen." Solche Beispiele gibt es noch viele. Wir citieren noch folgende guter Redner: Lassalle in einer seiner Assisenreden: „Die Erinnyen des gemordeten Rechtsbodens"; in „Die Wissenschaft und die Arbeiter": „Der stolz ragende Baum wissenschaftlicher Erkenntnis ist von einer Zeit der andern überliefert worden." Stephan: „Unser Telephonwesen ist ein Kind, das noch in den Geburtswehen liegt." Bebel: „Eine Fabrik, die sich auf das hohe Roß setzt." Ferner aus schweizerischen Schützenfestreden: „L'aigle de Genève est heureux de tendre la main à l'ours de Berne." „Nous nous souviendrons toujours de ces beaux jours, où tous les cœurs marchaient la main dans la main, en criant: Vive la république!" Aus der Periode der ersten französischen

Franklin empfiehlt auch mit seiner gewohnten Lebensklugheit, wo möglich nichts als seine eigene Meinung vorzutragen, sondern lieber zu sagen: „Einige glauben", „man hat auch mitunter die Meinung geäußert"; der Zuhörer könne sich dann sofort selbst zu diesen „Einigen" zählen und werde dadurch günstig gestimmt.

Ebenso soll man nach Schopenhauer die Satire nicht leicht gegen lebende Wesen richten, sondern gegen etwas Unpersönliches, Institutionen, Meinungen, Passionen u. s. w. Und im Tadel soll man lieber unter der wirklichen Grenze bleiben, so daß der Hörer eher von sich aus noch etwas dazu thut, statt abzuziehen, wodurch sich oft das ganze Urteil ändert.

Die natürlichen Teile einer Rede sind: Ein Eingang, ein Hauptteil und ein Schluß.

Der Eingang muß immer ganz einfach, ohne alles Pathos, kurz, wo möglich kasual, aus der augenblicklichen Situation hergenommen sein.[1] Der Zuhörer, namentlich

---

Revolution: „Je prendrais ma tête par les cheveux, je la couperais et en l'offrant au despote, je lui dirais: Tyran, voici l'action d'un homme libre." Oder: „Sous un gouvernement si beau la femme enfante sans douleur" (David). „Le divorce est le dieu tutélaire de l'hymen" (Chaumette).

[1] Laboulaye meint sogar, es schmeichle dem Zuhörer, daß man einen Eingang extra für ihn gemacht habe: „Rien ne plaît tant à une assemblée qu'un exorde fait tout exprès pour elle." — Cicero hingegen hatte eine Anzahl vorrätiger Eingänge für seine Reden, die er denselben jeweilen anpaßte. — Ein solcher zum voraus gemachter und gewiß oft gebrauchter Eingang, der eine

etwa der richterliche Zuhörer, wird immer unwillig über einen langen Eingang, der nicht bald zur Sache kommen will. Damit dies um so eher der Fall sei, ist es im allgemeinen ratsam, bei der Vorbereitung mit dem Hauptteil zu beginnen und den Eingang erst nach Fertigung der ganzen Rede oder auch gar nicht zu machen. Er gibt sich dann meist ganz von selber, während man sonst viele Zeit mit diesen Eingängen verliert, oder in die Gefahr gerät, einen Hauptgedanken dahin zu verlegen, wohin er nicht gehört und wo er nur schaden kann.

Ein berühmtes und treffendes Beispiel eines solchen Fehlers ist die Leichenrede Massillons beim Tode Ludwigs XIV., die damit begann: „Dieu seul est grand, mes frères!“ Damit war die ganze Rede schon gehalten und es blieb ihm gar nichts mehr übrig, als beständig diesen Gedanken zu kommentieren und zu wiederholen. Laboulaye, der das Beispiel auch anführt, sagt darüber richtig: „L'exorde a tué le discours.“

Eine solche Phrase übt hingegen am Schlusse ihren Effekt und es muß überhaupt ein wirksamer Schluß einer Rede immer eine kurzgefaßte Sentenz enthalten, die der Hörer gewissermaßen als Resumé des Gehörten sich aneignet und nach Hause mitnimmt. Man kann sich leicht

---

captatio benevolentiae enthält, ist der des Redners Tertullus in der Apostelgeschichte, Kap. 24. — Am wenigsten paßt irgendwelche Begeisterung in den Eingang, da der Zuhörer dieselbe noch nicht teilen kann, bevor ihm die Sache näher bekannt ist. Der Redner muß immer mit dem Zuhörer gleichen Schritt halten und sich beständig in dessen Seele versetzen. Sowie die Schritte nicht mehr parallel gehen, ist die Rede verdorben.

vorstellen, welche rednerische Bedeutung der oben genannte Satz gehabt hätte, wenn er nach einer Schilderung der glänzenden Laufbahn des Königs und sodann auch der Mängel und Schicksalsschläge seiner Regierung gewissermaßen das großartig abschließende Urteil gewesen wäre.[1]

Die einzelnen Arten der Rede haben nun natürlich noch ihre besondern Regeln, welche alle von dem Gesichtspunkte des Zweckes der Rede ausgehen. Daher ist hier

[1] Laboulaye sagt daher mit Recht: „Si vous trouvez en étudiant une phrase qui rend vivement la maîtresse-pensée du discours, gardez-la pour la fin.“ Es ist aber manchmal bei dem Vorbereiten eines Vortrags nicht so leicht, sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, welches die wichtigen, und welches die weniger wichtigen und prägnanten Gedanken desselben seien. Und es wird mancher Leser aus eigener Erfahrung beifügen, daß man oft erst dann, wenn man sein eigener Zuhörer wird, mit Schrecken bemerkt, daß der Vortrag mit zu wenig wichtigen Dingen überladen ist und dadurch verliert. Dafür gibt es ein bewährtes Kontrolmittel, das ebenfalls Laboulaye (in seiner rhétorique populaire) anführt, darin: Studieren Sie den Vortrag zeitig genug, schreiben Sie die Hauptpunkte nach Ihrer ersten Auffassung nieder und lassen Sie ihn dann mehrere Tage ganz liegen. Beschäftigen Sie sich gar nicht damit, auch in Gedanken nicht, wir wollen sagen, für drei Tage. Dann vollzieht sich eine Sichtung in Ihrem Kopfe ganz von selber. Diejenigen Gedanken, die Ihnen geblieben sind, sind die prägnanteren, die mutmaßlich auch auf den Zuhörer am meisten Eindruck machen werden, die andern sind die verhältnismäßig bedeutungsloseren. In dieser Weise kann man die Wirkung jedes Vortrags erproben, ohne ihn zu memorieren, oder vorher schon probeweise zu halten, was ihm seine Frische und Ursprünglichkeit unwiederbringlich raubt.

die erste Frage immer die: Was soll mit der Rede erreicht werden?

Eine geistliche Rede ist nur dann zweckentsprechend, wenn sie persönlich überzeugt klingt. Sie braucht dagegen gar nicht besonders faßlich, oder ganz besonders logisch zu sein, da ihr Gegenstand ja doch nicht mit dem Verstande allein gefaßt werden kann. Eine Predigt, die zu viel beweisen will, verfehlt fast immer ihren Zweck. Sie ist vor allen Dingen als ein persönliches Zeugnis aufzufassen und wirkt — wenn man so sagen dürfte — ansteckend[1] durch die Macht ihrer subjektiven Wahrheit.[2] Ohne Zweifel ist kein einziger der Apostel „ein guter Kanzelredner“ im heutigen Sinne gewesen, und wir können es uns lebhaft denken, daß die offenbar ausnahmsweise

[1] Das beste Beispiel hiezu liefert die Erzählung Franklins von der mächtigen Predigtweise Whitefields. Er wußte wohl, daß derselbe am Schluß um Beiträge für ein Waisenhaus bitten würde, hatte sich aber fest vorgenommen, nichts zu geben. Im Laufe der Predigt aber beschloß er zuerst bei sich, das Kupfergeld zu geben, das er bei sich hatte, dann kam das Silber daran und zuletzt auch das Gold. Ein anderer von Natur ebenfalls nüchtern Gesinnter hatte vorsichtigerweise kein Geld mitgenommen, bat nun aber, hingerissen von den Worten des Predigers, seinen Nachbar um ein Darlehen, das ihm jedoch dieser — der Einzige der Yankee-Gruppe, der seiner selbst ganz mächtig blieb — mit der Bemerkung verweigerte, es scheine ihm im Augenblick Jedermann nicht recht bei Verstande zu sein.

[2] Klaus Harms will sogar, die Kanzelsprache solle „nachlässig, inkorrekt sein“, wie die der Verfasser der Bibel genannt werde. Vgl. „Mit Zungen reden, Studien und Kritiken“ 1833. Das ist ein nicht richtiger Ausdruck für einen richtigen Gedanken.

studierte und philosophisch angehauchte Rede des Apostels Paulus an die Athener einen geringen Eindruck auf sie gemacht hat. Man hört recht deutlich diese feinen, verwöhnten Leute sagen: „Wir wollen dich ein anderes Mal hören“, d. h. höflich ausgedrückt: Dergleichen haben wir schon oft und besser gehört.[1] Wo der gleiche Apostel aber aus dem Drang des Augenblicks heraus redet und seine eigensten innern Erfahrungen darlegt, da fühlt sich selbst der blasierte König Herodes in seinem kalten Herzen etwas bewegt und zu dem Geständnisse veranlaßt: „Es fehlte wenig, du überredetest mich, daß ich auch ein Christ würde.“ Da sind die beiden Gegensätze deutlich: Studierte Rede, oder Zeugnis selbsterlebter Wahrheit. — Von dem größten Beispiele der geistlichen Rede aller Zeiten ist uns der Eindruck, den sie auf die Zuhörer hervorbrachte, mit den bezeichnenden Worten erhalten: „Er redete wie Einer, der Autorität besitzt, und nicht nach Art der Gelehrten.“ Das sollte allein schon für alle Nachfolger im geistlichen Amte eine genügende Wegleitung sein.[2]

[1] Das geht noch heute den philosophischen Predigern mitunter so. Ein Teil des Publikums versteht sie nicht und derjenige, der sie verstehen könnte, sucht etwas Anderes in der Kirche, wenn er überhaupt dahin geht.

[2] Die sprechendste Gegenüberstellung dieser beiden Arten geistlicher Rede enthält die merkwürdige Erzählung von dem Laien und dem Pfaffen, welche die Sammlung der Predigten Taulers einleitet. — Ein moderner, sehr bekannter Prediger sagt in dem ganz gleichen Sinne, es komme bei dem Predigen auf nichts so sehr, als auf die Demut des Herzens und die daraus folgende Gnade Gottes an. Es ist bezeichnend für uns selbst, daß wir uns so oft

Die wissenschaftliche Rede ist etwas total Anderes. Da ist die objektive Wahrheit stets die Hauptsache und im Vortrag die Klarheit, Ebenmäßigkeit und ruhige Logik des Gedankenganges. Der Zuhörer muß nicht bloß eine Überzeugung des Lehrers vernehmen und dann „auf des

---

mit bloßen „Kanzelrednern“ begnügen, während wir überzeugte Prediger haben sollten. In derjenigen modernen Zeit, in welcher man es mit dem Christentum am ernsthaftesten nahm, in der unvergleichlichen Periode der englischen Republik, wurde Cromwell hinterbracht, daß ein solcher „Kanzelredner“ in einer der Kirchen der Hauptstadt sein Wesen treibe, oder, um im Stil der damaligen Zeit zu sprechen, „unschmackhaft“ statt Gottes Wort sein eigenes Geistesprodukt verkünde. Der vielbeschäftigte Mann hielt es nicht für Zeitverlust, sich selbst am nächsten Sonntage in diese Kirche zu begeben und, als es sich wirklich so befand, stand er mitten in der Predigt auf und rief dem Prediger zu: „Come down Sir and let your fooling off!“ Das ist, wenn man auch die Form etwas stark „puritanisch“ finden muß, wenigstens der Geist, aus welchem heraus nach unserer Meinung die geistliche Rede zu beurteilen ist.

Einige bemerkenswerte Äußerungen von Kennern aus verschiedenen Zeiten über die geistliche Redekunst sind folgende:

Luther: „Ich bin denen sehr feind, die sich in Predigten richten nach den hohen und gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volk; das achten sie nicht. Wenn ich in Wittenberg predige, lasse ich mich aufs tiefste herunter, sehe nicht an die Doctores und Magisters, deren an die 40 drinnen sind, sondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Gesinde (die die Mehrheit bilden); denen predige ich, nach denselben richte ich mich, die bedürfen's; wollen es die Andern nicht hören, so steht die Thür offen.“ — „Die Prediger, die alles wollen sagen, was ihnen einfällt, sind gleich den Mägden, die zu Markte gehen und mit jedem Begegnenden schwatzen.... Also thun die Prediger, die immerhin wollen alles gerne auf einmal sagen.“ — „Es gilt nicht, Gottes Wort einen

Meisters Worte schwören", sondern er muß den Gedanken, soweit nur immer möglich, werden, sich entwickeln und sich selbst vor seinen Augen beweisen sehen. Daher taugt hier alles Improvisierte, ja selbst der Schein desselben nicht. Man liest deshalb über wissenschaftliche Dinge,

---

beliebigen Sinn beilegen, wir dürfen es nicht biegen, sondern wir müssen uns von ihm biegen lassen, und wir müssen ihm die Ehre lassen, daß es besser ist, als wir es machen könnten: also daß wir es müssen stehen lassen."

Franz von Assisi: „Ein Prediger muß zuerst in stillem Gebet sich erwerben, was er in der Rede nachher vorträgt, und muß in seinem Innern zuerst entflammt sein, bevor er zu reden anfängt. Die alles auf die Predigt wenden und nichts auf das Gebet, sind sehr unweise und ebenso bedauernswert sind die, welche ihre Arbeit um den Dunst des eiteln Lobs verkaufen."

Cyprian (ad Donatum): „Wo Gott der Gegenstand der Rede ist, da ist es nicht die Kraft der Beredsamkeit, die zum Glauben beredet, sondern die Kraft der Wahrheit, die aus geradem Herzen spricht und zu geradem Herzen dringt."

Thomas a Cruce: „Gottes Geist lehret mit Einfalt und Redlichkeit ohne Übertreibung und Vergrößerungen schreiben (und reden), davon sonst alles voll ist."

Zinzendorf: „Leer von dir und voll des Erbarmens gegen Deinesgleichen mußt du predigen und Gottes Trost in die Herzen legen."

Carlyle: „A man is at all times entitled or even called upon by occasion to speak and write and in all fit ways utter what he has himself gone through and known and got the mastery of. And in truth, at the bottom there is nothing else that any man has a right to write of....

There are only two precepts I will bid you once more always keep in mind. The first is to be brief, not to dwell on an object one instant after you have made it clear to the

man spricht nicht. Die wissenschaftlichen Vorträge sind ihrer Natur nach Vorlesungen, nicht Reden. Der Hörer will hier gerade den Beweis haben und gewissermaßen mit Händen greifen, daß das alles wohl überlegt und studiert, kein Erzeugnis des Momentes ist. Daher ist es im ganzen nicht anzuraten, einen solchen Vortrag, wie man sich ausdrückt, ganz frei zu halten, selbst wenn man dazu im stande ist. Das macht leicht den Eindruck des Auswendiggelernten, oder dann einer gewissen Subjektivität, oder gar Oberflächlichkeit, die der Sache schadet. Es muß notwendig das Auge des Zuhörers durch ein Papier, das ihm der thatsächliche Beweis vorangegangenen Studiums ist, beruhigt werden, auch wenn der Vortragende sich gar nicht ängstlich daran hält.

Völlig verschieden hievon wieder ist das gerichtliche Plaidoyer. Sein Zweck ist, dem Richter einen Anhaltspunkt für das Urteil zu geben und, wenn möglich, selbst den Gegner unsicher zu machen. Das letztere ist der Triumph des Advokaten, der ihm die Appellationsinstanz erspart und den Klienten des Gegners für den nächsten

---

reader and, on the whole, to be select in your objects... dwelling on each in proportion to its likelihood to interest, omitting many, in which such likelihood is doubtful and only bringing out the more important into proeminence and detail. The second, which indeed is still more essential... is to be exact to the truth in all points, never to hope to mend a fact by polishing any corner of it off into fiction, or adding any ornament which it had not, but to give it always as God gave it — that I suppose will turn the best state it could be in. These two principles are the whole law of the matter."

Prozeß gewinnt. Hier ist die beste oder, sagen wir lieber, die einzig gute und zweckmäßige Vorbereitung eine genaue Kenntnis der Akten, verbunden mit einer richtigen Auffassung der entscheidenden Punkte. Es muß dem Redner der Fall vor allen Dingen selbst völlig klar sein, nach der faktischen sowohl als nach der rechtlichen Seite. Dann aber gehört dazu in der Ausführung vor Gericht eine ganz freie Sprechweise, bloß nach einzelnen Notizen als Anhaltspunkten für die logische Anordnung, und vor allem Deutlichkeit und Klarheit in der Beweisführung.[1] Meistens kommt es sogar nur darauf an, dem Richter einen oder zwei Hauptpunkte, die entscheidend sind, ganz klar zu machen. Hält er diese einmal fest, so macht ihm dann alles andere, was an der Sache mangelhafter ist — und solche Partien sind ja in jeder streitigen Sache vorhanden — wenig Skrupel mehr. Es läßt sich das füglich mit der Taktik im Kriege vergleichen, die ja auch vorzugsweise darauf gerichtet ist, an einem entscheidenden Punkte seine Massen zu sammeln und dadurch zu siegen; dann ist meistens der Feldzug gewonnen, mag auch sonst

---

[1] Die Alten kannten eine eigene Kunst der Beweisführung, die Topik. Sie hielten besonders auch darauf, den Beweis nicht trocken, sondern in einer interessanten Form zu führen, namentlich also mit Auswahl und ohne zu große Häufung. Die Gesetze müssen wörtlich angeführt werden, daher nicht zu oft. Ein französischer Schriftsteller sagt: „Si j'ose dire toute ma pensée, il me semble qu'en général l'avocat ne va pas au fond des choses, l'à peu près lui suffit. Il s'inquiète plus de plaider la vraisemblance que d'établir la vérité.“ Ein richtiger Gedanke liegt auch hier zu Grunde.

manches andere weniger gut gestanden haben.[1] Daher waltete z. B. schon bei den alten gerichtlichen Rednern und Schriftstellern über die Redekunst ein Streit darüber, ob man die guten Gründe zuerst, oder zuletzt in der Rede anbringen solle. Quintilian sagt, die schlechteren Gründe seien voran zu stellen, die besten zuletzt, da es auf den Schlußeindruck ankomme; Cicero ist der entgegengesetzten Meinung, weil der Richter aus dem schlechten Eindruck nicht mehr herauszubringen sei.[2]

Der gute gerichtliche Redner wird in der Replik offenbar, wo alle seine Eigenschaften: genaue Kenntnis des Rechtes in allen seinen Teilen, auch den nicht direkt zur Sache gehörigen, rasche Auffassung, Schlagfertigkeit in der Widerlegung, Klugheit in der Auswahl der Gründe bei beschränkter Zeit, am meisten hervortreten können.

Eine besondere Gattung von Reden von eigentümlicher Art und Wirkung sind die sogenannten Tischreden, Toaste.

---

[1] Ein chinesisches Sprichwort drückt diesen Gedanken so aus: „Wer Recht hat, kann drei Zehntel seiner Behauptungen aufgeben." Es ist sehr zweckmäßig, sich das stets vor Augen zu halten, da die Richter zu den ungeduldigsten der Menschen gehören. Nur braucht es eben ein gutes juristisches Judicium und einige Menschenkenntnis dazu, um bei dieser Auswahl nicht die faulen Fische zu behalten und die guten wegzuwerfen.

[2] Ein nicht ungeschickter Kunstgriff ist es mitunter, der Sache ein theoretisches Interesse zu geben, ganz besonders wenn man einen gelehrten Richter vor sich hat. Dies erzeugt in demselben ein gewisses Vertrauen zu dem Redner, das der Sache zu gute kommt.

Sie sind nicht so unwichtig, als man vielleicht annehmen könnte, denn in solchen Momenten, „entre deux verres“, sind oft die Gemüter offener und die Geister freier, für die Wahrheit empfänglicher, als sonst, und es läßt sich ein Wort zwischen Scherz und Ernst wagen, das sonst weniger bereitwillig aufgenommen würde.[1]

Hier ist die Hauptsache die, daß diese Reden kurz und aktuell seien, gänzlich aus dem Momente heraus gesprochen. Ein Toast, der mehr als fünf Minuten in Anspruch nimmt und bei welchem man irgendwelche Vorbereitung bemerkt, ist meist wirkungslos.

Praktisch ist der Hauptgesichtspunkt der, daß eine solche kleine Rede nur einen Gedanken umfassen muß. Sowie mehrere Gedanken sich in ihr bewegen, fehlt die Lucidität, das Packende und zugleich leicht Verständliche, oder der Redner verwickelt sich in seinen verschiedenen Gedankengängen und wird zu lang. — Ein ganz aktueller Eingang, nicht weit hergeholt, ein guter, lichter Gedanke daran geknüpft, und mit einer bestimmten Direktive auf den Willen der Zuhörer geschlossen — das ist die Tischrede, gegen deren Bestimmung unendlich viel gesündigt wird.

[1] Besonders die Engländer benützen diese Form der Rede zu den wichtigsten politischen Äußerungen. Auch Gambetta wußte damit umzugehen und sein „banquet des commis-voyageurs“, von denen jeder nachher ein sehr eifriger Verbreiter der gehörten Ideen wurde, war eines jener Kunststücke der Schlauheit, die durch ihre Einfachheit überraschen. — Ebenso war Windthorst ein guter Tischredner und ein mittelmäßiger Redner im Parlament, wo er mehr durch seine Stellung an der Spitze einer großen Partei Bedeutung besaß.

Die parlamentarische Rede gleicht zunächst der gerichtlichen, da sie ja in der Regel auch mit Gegnern zu thun hat und eine Entscheidung hervorrufen will, nur mit dem Unterschied, daß hier der Gegner gleichzeitig der Richter ist. Es handelt sich also darum, denselben möglichst in seinen Überzeugungen oder vorgefaßten Meinungen zu erschüttern.

Hier ist namentlich die genaue Kenntnis der Vorlage und aller begleitenden Umstände die Hauptsache, weil die meisten der eigentlichen Zuhörer, auf die es ankommt, für bloßes Schönreden nicht sehr empfänglich sind, um so weniger, als mancher darunter sich selbst für den besseren Redner hält. Wer aber den Gegenstand am genauesten kennt, der hat gewöhnlich den Vorteil über die Unschlüssigen und weniger Vorbereiteten, die in der Regel durch ihre Masse den Ausschlag geben.[1]

Die parlamentarische Rede ist übrigens sehr stark im Niedergange begriffen, durch die Gewohnheit der Parteien, ihre Entschlüsse schon zum voraus zu verabreden, und die der Redner, infolge dessen lediglich noch für die Zeitungen und ihre Wähler zu Hause, nicht für die Versammlung zu sprechen, deren Stimmung in großen Fragen schon bekannt ist.

Große parlamentarische Redner im älteren Sinne gibt

---

[1] Das sprechendste Beispiel dafür ist der Abgeordnete Eugen Richter im deutschen Reichstag. — Auch die guten Redner der schweizerischen Bundesversammlung wirken fast ausschließlich durch diese genaue Kenntnis der Sache und das persönliche Vertrauen, das sie infolge dessen genießen.

es kaum mehr und das Interesse an solchen Vorträgen wird nur bedeutend, wenn eine hervorragende Person, die mehr von dem Gegenstand wissen kann als andere, zu sprechen beginnt.[1]

[1] Daher war Fürst Bismarck der bedeutendste parlamentarische Redner Europas, obwohl ihm zum gebornen Redner wahrscheinlich mehr Bedingungen fehlten, als den meisten seiner Hauptgegner.

Über die parlamentarische Beredsamkeit gibt es ein kleines Buch eines englischen Parlamentsmitgliedes, William Gerard Hamilton, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, welches in einer halb komischen, halb gefährlichen Weise namentlich die Kunstgriffe aufzählt, deren sich parlamentarische Redner zu bedienen pflegen. Als Beispiel diene u. a. folgendes: Man müsse den parlamentarischen Rednern nie glauben, wenn sie behaupten, das Staatswohl verlange dies und jenes, sondern von ihnen denken, was Voltaire von den Priestern sage: „Notre crédulité fait toute leur puissance.“ Man überlege zuvor, welcher Teil der Rede der schönste sein soll, und knüpfe ihn an etwas an, was in der Debatte zufällig vorkam. Man scheine zuerst zu zaudern und zu stocken, gebrauche zuerst einen Ausdruck, der hinter dem Gedanken zurückbleibt und dann hasche man erst das rechte Wort. Das macht immer einen außerordentlichen Eindruck und gibt den Anschein eines „unvorbereiteten Genieausbruchs.“ — „Nimm deinen Vorteil wahr und sprich stets nach einem langweiligen Redner.“ — „Wenn du etwas lächerlich machst, so schließe immer auf eine ernsthafte Art, weil Ernst, der auf Spott folgt, eine größere Wirkung hat, und damit du nicht als Spaßmacher erscheinst.“ — „Wenn deine Sache schlecht ist, so rufe die Partei zu Hilfe; ist diese schlecht, so rufe die Sache zu Hilfe.“ — „Hast du in der Sache Unrecht, so gebrauche allgemeine Redensarten, denn diese sind immer zweideutig.“ „Der beste Worttrug besteht aber nicht in der Zweideutigkeit eines einzelnen Wortes, sondern in der zweideutigen Zusammenstellung einer Reihe von Wörtern.“ — „Entweder überschätze oder übertreibe

Die Volksreden in großen Versammlungen, manchmal selbst im Freien, pflegen heutzutage im ganzen mehr für die Zeitungen gehalten zu werden, die sie nachher publizieren, als für den Moment. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß auch die antiken Reden, die uns überliefert werden, z. B. die des Perikles, nachträglich komponiert sind und bloß den allgemeinen Gedankengang des Redners wiedergeben.[1]

Für diese Reden in großen Lokalen, vor Hunderten

---

das durch den Gegner Angebrachte. Dann wird es dir leicht, es als unwahr darzustellen." — „Überlege, ob nicht ein Wort verschiedene Bedeutungen hat und ob man es nicht mit Vorteil in verschiedenem Sinne bald so, bald anders brauchen kann. Bei dem Gegner darf man jedoch diesen Kunstgriff nicht dulden."

Es sind das keine empfehlenswerten Künste — sie sind im übrigen alt, denn schon Cicero kennt sie und wendet sie öfter an — aber ihre Kenntnis dient umgekehrt sehr zur Kontrole und Selbstbewahrung des Zuhörers; auch läßt sich vieles davon heute auf die Zeitungen übertragen, die jetzt mehr und mehr die parlamentarische Beredsamkeit ersetzen.

Es wird dem Leser tröstlich sein, zu vernehmen, daß dieser parlamentarische Schlaukopf (Hamilton nämlich) selbst nur eine einzige Rede hielt. Er glaubte wohl auch an sich selbst nicht recht; das ist der Nachteil der vorzugsweise kritisch angelegten Naturen, sie werden selten bedeutende Redner. Das Buch hielt er lebenslang in sorgfältigem Verschlusse, es kam erst 1808 nach seinem Tode heraus und ist seither noch in Deutschland neu aufgelegt worden.

[1] Von Cicero ist es bekannt, daß er die jetzt vorhandenen Reden erst aufschrieb, nachdem sie gehalten waren. — Die Bedeutung des Perikles als Staatsmann wird überhaupt in neuerer Zeit eher in Zweifel gezogen. Die Probe eines Staatsmannes ist eben die Periode, die nach der seinigen folgt.

oder gar Tausenden von Zuhörern, ist die Hauptsache ein bekannter Redner, der selbst schon gewissermaßen ein Programm ist; ein gutes Organ, wozu sich vorzugsweise die hohen Stimmen qualifizieren; weise Schonung der Kräfte, so daß die Stimme nicht etwa zu früh versagt und die Rede gegen das Ende abfällt, und ein gewisser Lapidarstil im Ausdruck, d. h. wenige, aber lauter sehr aktuelle Gedanken, in kurzen, sogenannten Schlagworten ausgedrückt, und mit dem stärksten derselben schließend.[1]

[1] Auch diese Art von Reden wird mehr und mehr durch die Zeitungen ersetzt, daher ist auch bei denselben der Gebrauch der „Schlagworte" ein ungemein verbreiteter geworden und bringt von da aus in das gesamte politische Leben der Völker ein, das fortwährend unter dem Eindrucke irgend eines solchen Wortes steht. Wie viele derselben haben wir schon gehört seit den „Menschenrechten", die vor 100 Jahren diese Rolle spielten? Alle diese Schlagworte haben notwendig etwas Übertreibendes an sich. Sie setzen einen einzigen Gedanken in eine Art von elektrischer Beleuchtung, neben der alles Andere dunkel ist, und wirken dadurch, aber auf Kosten der ganzen Wahrheit.

Ein berühmtes Beispiel einer solchen Rede zu Massen aus der neueren Zeit ist diejenige, welche Lamartine am 25. Februar 1848 vor dem Stadthause zu Paris angesichts einer aufgeregten Volksmenge hielt, welche verlangte, daß die rote Fahne das Sinnbild der neuerstandenen Republik sein solle. Keine gewöhnliche Beredsamkeit und Logik wäre damals im stande gewesen, dies zu verhindern. Ein glückliches, wohltönendes Schlagwort that es: „Citoyens, pour ma part, le drapeau rouge je ne l'adopterai jamais et je vais vous dire pourquoi. C'est que le drapeau tricolore a fait le tour du monde avec la République et l'Empire, avec nos libertés et nos gloires, et que le drapeau

Denn diese Art der Rede soll weder weitläufig über Thatsachen belehren, noch etwas dialektisch beweisen, sondern bloß einen kräftigen Impuls geben, in prägnanten Worten aussprechen, was bereits in den Zuhörern wenigstens als latente Überzeugung lebt, und sie damit zu einer Willensäußerung bewegen.[1] Im allgemeinen sind die Lungen nicht mehr stark genug für die modernen großen Massen und diese selbst sind durch die beständige Agitation, die an sie gerichtet wird, übersättigt und betrachten eine solche Rede mehr als eine Art von Feuerwerk, das augenblicklich schön prasselt und einen weitern Zweck auch nicht hat. Wir stehen nicht mehr im Jugendalter der Demokratie. Die Zeitungen

---

rouge n'a fait que le tour du Champ de Mars, traîné dans le sang du peuple." — Ein hübsches Beispiel, aus der Zeit der ersten französischen Revolution, ist auch folgendes: Eine junge Bürgerin verlangte persönlich an dem Kampf gegen die Feinde der Republik sich beteiligen zu dürfen. Der Präsident der großen Versammlung leitete seine ablehnende Antwort mit den Worten ein: „Plus faite pour adoucir les tyrans, que pour les combattre, vous demandez, citoyenne", etc.

[1] Allzugroße „Popularität" ist jedoch dabei zu vermeiden. Der gemeine Mann hört im ganzen nicht gern in seiner eigenen Sprache reden (wie denn auch z. B. der Bauer kein großes Gefallen an Jeremias Gotthelf, oder Fritz Reuter hat); er nimmt es im Gegenteil leicht übel, wenn der Redner den Anschein hat, sich damit zu ihm herablassen zu wollen. Bei dem Antworten auf gegnerische Reden in Volksversammlungen muß der Antwortende mit Auswahl verfahren und nicht in der Art eines gerichtlichen Plaidoyers jedem Gegner und auf alles antworten. Der Freund Luthers, Dr. Jonas, sagt darüber: „Man müsse nicht alle Kriegsknechte ansprechen, die einem etwa auf der Straße begegnen."

sind jetzt die Volksredner geworden und eignen sich deren Sprechweise an, wogegen ihre bisherige Funktion anderen periodischen Schriften anheimfällt.

---

Sollen wir es bedauern, daß die Redekunst bei uns nicht mehr, wie im Altertum, als ein wichtiger Teil der Erziehung angesehen und in öffentlichen Schulen gelehrt wird?

Man könnte darüber im Zweifel sein und müßte jedenfalls solche Schulen in den Republiken einführen, wenn man diese Kunst als etwas Schweres ansieht, dessen man sich nicht durch eigenes Nachdenken und einige Übung bemächtigen kann. Wir würden dann, beispielsweise an unseren schweizerischen Hochschulen, Seminarien für die Redekunst errichten, wie sie z. B. in Athen und in Rhodus[1] bestanden haben. Auch noch ein christlicher Kirchenvater, der heilige Augustin, ist bekanntlich vor seiner Bekehrung ein solcher öffentlicher Lehrer der „Rhetorik“ in Mailand gewesen[2] und in katholischen Gymnasien, namentlich in

[1] Cicero studierte bekanntlich dort längere Zeit die Redekunst. — Besonders berühmte Lehrer der Rhetorik waren Gorgias, Prodikos, Theramenes. In Amerika wird bei weitem mehr Wert auf diese theoretische Instruktion gelegt, als in der Schweiz.

[2] In seinen „Confessiones“ macht er sich das nachher zum Vorwurf, daß „er Kindern Waffen verkauft habe, um ihren Leidenschaften zu fröhnen.“ (Buch IX, Kap. 2.)

In diesen Schulen mußten überall zur Übung Reden nach berühmten Mustern über bestimmte Motive gehalten werden und oft sogar von der gleichen Person für und wider eine gewisse

den Kloster- und Jesuitenschulen, wird diese künstliche Beredsamkeit noch jetzt in der alten Weise und unter diesem antiken, etwas hochtönenden Namen gepflegt, während sie auf den Universitäten gewöhnlich nur, unter dem Namen „Homiletik“, als ein Nebenfach der Theologie vorkommt.[1]

Anschauung. Wir könnten aber sehr viele Regeln dieser alten Rhetoren nicht mehr anwenden, da sie auf ganz andern Verhältnissen beruhen, z. B. die Regel, daß in Kriminalsachen der Ankläger heftig, der Verteidiger bescheiden auftreten müsse, oder daß man durch Vorzeigen der kleinen Kinder des Angeklagten und dergleichen drastische Mittel auf das Mitleid des Richters zu wirken habe.

[1] Litteratur: Die Person und Lebensgeschichte Ciceros ist hinreichend bekannt. Von seinen Werken gehören, außer dem schon genannten, noch hieher: „Brutus“ und eine Jugendarbeit „De inventione.“ — Quintilian war aus Calagurris in Spanien gebürtig und lebte unter Galba und den folgenden Kaisern in Rom; unter Domitian war er Prinzenerzieher. Schon sein Vater war ein angesehener Lehrer der Beredsamkeit in Rom gewesen. — Außerdem beschäftigt sich mit dem Gegenstand in der antiken Litteratur besonders noch Aristoteles in der „Rhetorik“ (woher dieses Wort auf uns als Bezeichnung der Lehre von der Rede gekommen ist) und eine Schrift eines Unbekannten, die man mit „Auctor ad Herennium“ zu bezeichnen pflegt. — Die berühmtesten auf uns gekommenen Reden der Griechen sind diejenigen des Perikles, die sich bloß in Thukydides finden, sodann diejenigen der Athener Demosthenes und Isokrates. Von dem neben Cicero ausgezeichnetsten Redner aus der letzten Zeit der Republik, Hortensius, sind meines Wissens keine Reden bekannt, ebensowenig von Cäsar andere, als die, welche von Geschichtsschreibern (z. B. Sallust) überliefert (oder komponiert?) wurden. — Die Alten selber hielten sehr viel auf das Studium und das Anhören der Redner und wir bezweifeln nicht, daß die Reden eines Demosthenes, oder etwa von den neueren Rednern diejenigen

Im vorigen Jahrhunderte bestand in den Regierungskreisen des alten Bern eine solche Schule für junge Leute der regimentsfähigen Klassen, in dem sogenannten „äußern Stand.“ Dort wurden die Staatsgeschäfte fiktiv, zur Übung, betrieben und u. a. auch große Staatsreden

Bossuets, Burkes, Royer-Collards, Benjamin Constants oder Berryers des Lesens wert sind, wie es auch unzweifelhaft ein großes Vergnügen gewährt, bedeutende Redner anzuhören. Dagegen glauben wir unsererseits nicht, daß daraus viel Positives zu lernen ist; denn jede direkte Nachahmung eines andern Menschen ist dem Geiste schädlich. Der Mensch lernt nur durch Occupation, nicht durch Tradition, diese ist nichts weiter als Anregung. Er muß vor allen Dingen er selbst bleiben; aber dieses Selbst soll er, soweit als immer möglich, verbessern; mit andern Worten, die Lektüre oder das Anhören von guten Reden soll nur zur allgemeinen Ausbildung des Geistes, nicht aber als Beispiel im engeren Sinne benützt werden. So sind z. B. die Reden des Protektors Cromwell, deren Sinn, selbst seit ihrer Herausgabe durch den kongenialen Carlyle, oft kaum zu entziffern ist und die alles weniger als rhetorisch sind, ein ganz anderes Bildungsmittel des Geistes und Herzens, als ein Teil der berühmtesten antiken Reden, und die drei fingierten Predigten von Kierkegaard, die in deutscher Sprache zu haben sind, haben für jeden künftigen Prediger größern Wert, als fast alle wirklich gehaltenen, obwohl sie kein Lehrer der öffentlichen Beredsamkeit jemals als Muster empfehlen wird.

Von neueren theoretischen Schriften über die Beredsamkeit sind besonders bekannt: Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. — Camus, Lettres sur la profession d'avocat. — Fénélon, Dialogues sur l'éloquence. — Schott, Theorie der Beredsamkeit. — Theremin, Die Beredsamkeit eine Tugend. Derselbe, Demosthenes und Massillon, Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit. — Coquérel, Observations pratiques sur la prédication. — Griffith, Lessons on elocution. — Hamilton, Parlamentarische

gehalten, die man noch heute in einer Sammlung von 1773 lesen kann.[1] Man wird aber in der letzten Geschichte der Stadt und Republik vor 1798 kaum finden, daß diese künstliche Trainierung der künftigen Staatsmänner, die dann im letztgenannten Jahre wirklich am Staatsruder

Logik, Taktik und Rhetorik. — Laboulaye, Rhétorique populaire. — Palleske, Die Kunst des Vortrags. — Schopenhauer enthält in seinen kleineren Schriften manche treffenden Bemerkungen über den schriftlichen und mündlichen Stil. — Eine sehr geringschätzige Beurteilung der Redekunst findet sich in Kants Kritik der Urteilskraft. — Zwei neueste Schriften: Bassermann, Handbuch der geistlichen Beredsamkeit und „Die Kunst der Rede" von Calmberg haben wir bloß angezeigt gesehen. — Eine bekannte Homiletik, oder Theorie der Predigt, ist von Vinet vorhanden, eine ähnliche von Schweizer. — Außer Theologen haben sich unseres Wissens schweizerische Schriftsteller noch wenig mit diesem Gegenstande beschäftigt, der auch uns übrigens mehr ein praktischer als ein theoretischer zu sein scheint. Fast alle Bemerkungen dieses Aufsatzes sind Erfahrungen, nicht theoretische Studien.

[1] „Patriotische Reden, gehalten vor dem Hochlöbl. Äußern Stand der Stadt Bern." Herausgegeben von Walthardt 1773.

Eine Rede Bernhard Tscharners (nachmals Landvogt zu Aubonne) über die Schlacht von Laupen, 1757, kommt am Schlusse zu folgender Betrachtung, die selbst heute in diesen Kreisen noch nicht voller Ernst sein würde: „Die Gleichheit in der Lebensart und in dem Vermögen der Bürger ist der beste Grundsatz einer Republik. Wo übermäßige Reichtümer auf einen Menschen gehäuft sind, da müssen Tausende im Elend herumgehen.... Ein Gesetzgeber soll allezeit das Glück der größeren Anzahl befördern und ein wohlgesinnter Bürger wird lieber zehn Mitbürger glücklich machen, als einen einzigen. Man hört viel zu oft sagen: Mein Geschlecht, mein Name, meine Familie. — Ein Patriot sollte sagen: „Die Republik ist mein Haus, die Bürger sind meine Brüder...."

saßen, Spuren zweckmäßiger Wirksamkeit hinterlassen hätte, und sie birgt jedenfalls die große Gefahr in sich, daß sie die Menschen gleichgültig für die Wahrheit und gewandt im Fingieren einer Überzeugung macht. Was die Zunge an Fertigkeit gewinnt, verliert der Charakter

---

Der Gesetzgeber thut deshalb am besten, wenn er die Jugend, die des Staates Eigentum ist, in öffentlichen Schulen auferziehen läßt." Die Privaterziehung, führt er dann weiter aus, sei es, die der Republik in Bern schade.

Eine Rede des Herrn Emanuel von Graffenried zu Burgistein, 1760, sagt u. a.: „Der Müßiggang und die Wollust samt ihrem gewöhnlichen Gefolge der Weichlichkeit, der Pracht, Unmäßigkeit, Geiz und Verschwendung sind die gefährlichsten Feinde einer Republik."

Eine Rede von Albrecht Herbort auf Berchtold V., 1761, lautet u. a.: „Wie herrlich sollen uns diese teuern Männer vorkommen, die mit Hintansetzung alles Eigennutzes sich dem gemeinen Wesen gewidmet, die sich eine Freude gemacht, Leib und Leben zu wagen, so oft das Vaterland es von ihnen gefordert, und die jederzeit bereit gewesen, Gut und Blut für seine Freiheit darzugeben."

Die Rede von Daniel Langhans über die Schlacht von Morgarten, 1763, versteigt sich, nachdem sie die Helden von Morgarten gepriesen, sogar zu folgendem Schlusse: „Doch was bemühe ich mich lange, Sie hochzuverehrende Herren, zu einer so ernsten Nachahmung der erhabenen Verdienste unsrer Väter aufzumuntern, deren Wert Sie doch ja alle weit besser als ich kennen, und einige aus Ihnen, die hier versammelt sind, mit dem edelsten Trieb, ja noch rühmlicher und größer zu werden, als jene es waren, belebet sind."

Eine Rede von Rudolf Tscharner, nachmals Schultheiß, über die Schlacht von St. Jakob, 1764, ist die einzige der Sammlung, die anders lautet und die wirkliche Zukunft des Bernischen Staates vorauszusehen scheint. Sie schließt dahin: „O langer

an Geradheit und es ist kaum anzunehmen, daß diejenigen, welche nachmals im Großen Rate zu Bern vielleicht die gleichen Gedanken äußerten, die sie früher bereits im äußern Stand ausgesprochen hatten, damit bei ihren ehemaligen Schulgenossen rechten Glauben gefunden haben. Die Spuren dieser studierten Beredsamkeit der alten Eidgenossenschaft sind im Grauholz und in der Kapitulation von Bern zu finden. Vor solchem vielen Reden von Sempach und St. Jakob haben wir uns sehr zu hüten, solange es nicht völligen Ernst gilt.

Sollen wir zum Schlusse noch einmal all das scheinbar in vielerlei Regeln sich Zersplitternde zusammenfassen in dem, was die Hauptsache bildet, so sind es folgende zwei einfachen Sätze:

1) Echte Beredsamkeit entsteht am naturgemäßesten dadurch, daß man über das redet, was man denkt, und worin man täglich lebt, aus den Gedanken und Vor-

Friede, wie süß sind deine Früchte und wie bitter sind deine Folgen! Solange wir die Waffen in den Händen hatten, waren wir ein tapferes und frommes Volk; nunmehr, da wir in glückseliger Ruhe die manigfaltigen Produkte unseres gesegneten Vaterlandes einernten können, sind wir ein ausgelassenes und zaghaftes Volk. Lasset uns aufwachen, werteste Mitbürger, von unserem tödlichen Schlummer, lasset uns den Abgrund betrachten, der zu unsern Füßen offen steht."

In der gleichen Sammlung finden sich noch Reden von: N. A. Kirchberger, 1765, über die „Geschichte der Eidgenössischen Tugend"; Rudolf Tschifeli, 1766, über „die Grundsätze der Stadt Bern in ihren ersten Jahrhunderten"; Gottlieb Walther, 1767, ohne besondern Titel, und Friedrich Rosselet, 1768, über Orgetorix.

stellungen heraus, die uns ganz geläufig sind. Sie wird daher um so edler und großartiger sein, je bedeutender die täglichen Vorstellungen sind, die den Lebensinhalt des Redners ausmachen.

2) Unwahre Beredsamkeit ist es dagegen, wenn Jemand, ohne im übrigen mit den Gedanken beschäftigt zu sein, die den Gegenstand eines Vortrags bilden, sich bloß einmal (oder vielleicht wöchentlich einmal) solche Ideen sammelt und zu einer studierten Rede verarbeitet, die er ohne solche Vorbereitung gar nicht halten könnte.

Darin liegt der wesentliche Unterschied im Effekt der Rede auf den Zuhörer, und das meint wohl auch der größte Dichter des Jahrhunderts, wenn er sagt:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt. . . .
Bewunderung — von Kindern oder Affen —
Wenn euch darnach der Gaumen steht,
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht."

Die große Gewohnheit, in wahren und bedeutenden Gedanken zu leben, die kleine Übung, dieselben klar auszudrücken, und der Geschmack und Takt, welcher einer feineren Geistes- und Herzensbildung entspringt, — das sind die offenen Geheimnisse der Redekunst.

